

UNGARN

V. JAHRGANG, 1944

FEBRUARHEFT

STEFAN BARTA :

**DIE HERKUNFT DER UNGARN
UND IHRE VERWANDTSCHAFT MIT DEN
FINNISCH-UGRISCHEN VÖLKERN**

G. von UNRUH :

VON DEN HUSAREN

***:

**BENJAMIN KÁLLAY UND DIE ENTWICKLUNG
BOSNIENS UND DER HERZEGOWINA**

STEFAN FÁBIAN :

**DIE UNGARISCHE ESSAYLITERATUR
DER GEGENWART**

ENDRE IVÁNKA :

**DEUTSCHE OSTPOLITIK
UND UNGARISCHES KÖNIGTUM**

JOHANN BÓKAY :

MILI (ERZÄHLUNG)

DESIDER KOSZTOLÁNYI :

MEIN STÄTTLICHER GROSSVATER (ERZÄHLUNG)

•

GEDICHTE VON M. BABITS UND A. KOMJÁTHY

•

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA

BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung: Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf: 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges: P 16. Einzelheft: P 1:50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postcheckkonto Nr. 5025

Verlag: DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung: F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland, Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank, Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/87. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN:

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FÁY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR:

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT:

LUDWIG von HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR:

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DIE HERKUNFT DER UNGARN UND IHRE VERWANDTSCHAFT MIT DEN FINNISCH-UGRISCHEN VÖLKERN*

VON STEFAN BARTA

Im letzten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts n. Chr. erschien im Karpatenbecken ein neues, furchterregendes Reitervolk, das durch seine kriegerische Überlegenheit das dünn besiedelte, fast keinen Widerstand bietende Land eroberte und nach kurzer Zeit eine Macht begründet hatte, der die damaligen christlichen Völker Europas vorübergehend ohnmächtig gegenüberstanden. Dieses Volk, das sich selbst »magyar« nannte, war auf demselben Wege in seine neue Heimat gekommen, auf dem in den vorhergehenden Jahrhunderten die Hunnen und Awaren — beide berittene Nomadenvölker — in Europa eingedrungen waren. Auch in seinem Äußeren, seinen Sitten und seiner Kampfmethod, entsprach es den Überlieferungen, die sich in der Erinnerung der europäischen Völker von diesen furchtbaren Eindringlingen erhalten hatten. Es ist daher kein Wunder, daß die Nachbarn der landnehmenden Ungarn in ihnen Nachkommen der Hunnen und Awaren sahen und sie mit demselben Grauen betrachteten, wie ihre Vorfahren einst die furchterregenden Scharen Attilas und der awarischen Kaganen. In den zeitgenössischen deutschen und italienischen Chroniken wird der unerwartet aufgetauchte Feind meist als der Nachkomme der Hunnen oder Awaren betrachtet und der in Byzanz oder auf russischem Gebiet bereits gebräuchliche Name »ungri«, »ungari« nur zur Unterscheidung verwendet: »Hunnen (oder Awaren), die ungri (ungari) genannt werden.« Der Osten, aus dem das neue Volk kam, ist den europäischen Völkern damals noch unbekannt. Die Aufzeichnungen der byzantinischen Historiker und die Reiseberichte der arabischen Kaufleute, die später zu den wichtigsten Quellen über den Osten und seine Völker werden sollten, sind höchstens einem engen Kreise zugänglich, und der Glaube, daß die neuen Bewohner des Karpatenbeckens mit den Hunnen und Awaren identisch seien, blieb noch viele Jahrhunderte erhalten.

Allein nicht nur das Ausland war im Mittelalter davon überzeugt, daß das Ungartum von den Hunnen abstamme. Diese Ansicht findet man auch in den ungarischen Chroniken, als Beweis dessen, daß die gebildete Schicht, die sich bewußt für ihre eigene Herkunft interessierte, an die hunnisch-ungarische Verwandtschaft glaubte. Die Wissenschaft vermag es heute noch nicht zu sagen, ob diese in den ungarischen Chroniken auftauchende Ansicht in der Tat eine alte Überlieferung darstellt, die von Generation zu Generation vererbt wurde und mit ihren Wurzeln in die

* Vortrag, gehalten in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Stuttgart.

Zeit vor der Landnahme reicht, oder ob es sich nur um die Ansicht der in der neuen Heimat unterjochten slawischen Volksteile handelt, die später in die ungarische Überlieferung eindrang. Auch für die erste Möglichkeit haben wir Anhaltspunkte, denn das Ungartum lebte vor der Landnahme — als es politisch noch weniger entwickelt war — vorübergehend im Verband eines großen hunnischen Reiches. Auf welche Weise aber auch der Glaube an die hunnisch-ungarische Verwandtschaft zu einem Bestandteil der ungarischen Überlieferung geworden sein mag, Tatsache ist, daß die mittelalterlichen ungarischen Chroniken das ungarische Volk für die Nachkommen der Hunnen hielten und in der Landnahme die Rückkehr der Nachfolger Attilas sahen, die ihr rechtmäßiges Erbe antraten. Diese Auffassung war unter den Ungarn allgemein und hielt sich auch noch zu einer Zeit, als — nach Hunderten von Jahren — die wissenschaftliche Forschung die Abstammung der Ungarn mit neuen Mitteln und von neuen Gesichtspunkten aus zu beleuchten begann.

Bereits verhältnismäßig früh, im Laufe des 16. Jahrhunderts, tauchte in der europäischen Wissenschaft das Bestreben auf, bei der Untersuchung der Verwandtschaft der Völker, der Feststellung ihrer Abstammung, die Sprachen heranzuziehen. Die ersten ungarischen Sprachforscher aber, die zum großen Teil zugleich auch Theologen waren, gingen von einem falschen Ausgangspunkt aus. Gestützt auf die Autorität der Bibel behaupteten sie, daß die Ursprache der Menschheit die hebräische sei und daß die verschiedenen Sprachen infolge der Sprachverwirrung beim Turmbau von Babel entstanden wären. Daher stellten sie der uns hier angehenden Forschung eine einzige Aufgabe: auf Grund des bloßen Klanges, ohne jede wissenschaftliche Methode, die Verwandtschaft zwischen dem Ungarischen und Hebräischen festzustellen. Diese Auffassung vertritt der Verfasser der ersten, 1539 erschienenen ungarischen Grammatik, Johannes Sylvester. In seine Nachfolge treten die übrigen ungarischen Gelehrten zweier Jahrhunderte. Die ungarische Sprachwissenschaft war damit an einen toten Punkt gelangt und unfruchtbar geworden. Im Ausland dagegen wurde die Wissenschaft immer häufiger auf die Ähnlichkeit des Ungarischen und der finno-ugrischen Sprachen aufmerksam. Schon der vielseitige Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II. hatte sie im 15. Jahrhundert bemerkt, 1669 aber versuchte der Hamburger Gelehrte Martin Fogel auf wissenschaftlicher Grundlage, durch den Vergleich von Wörtern und Sprachbau die Verwandtschaft des Ungarischen mit den finno-ugrischen Sprachen nachzuweisen. Nachdem der große Philosoph Leibniz erklärt hatte, daß die älteste Geschichte der Völker nur mit Hilfe der Sprachwissenschaft zu erforschen sei, wandten sich die Sprachforscher immer häufiger der Frage der ungarisch-finnischen Sprachverwandtschaft zu.

Indessen wurde das Problem dieser Verwandtschaft zuerst doch von einem Ungarn zum Gegenstand einer genauen Untersuchung gemacht. Der ungarische Jesuit Johann Sajnovics unternahm im Jahre 1768, als Begleiter des Astronomen Maximilian Hell, eine Reise nach Nord-Norwegen, um astronomische Untersuchungen durchzuführen. Hier befaßte er sich ein Jahr mit dem Studium der lappischen Sprache und stellte ihre Gleichheit mit dem Ungarischen fest, in dem Sinne, daß sie einst eine gemeinsame Ursprache gebildet haben mußten, aus der sie sich dann

entwickelten. Er unterbreitete seine These der Dänischen Gelehrten Gesellschaft, die sie günstig aufnahm; so wurden die Ergebnisse seiner Forschung bald in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt. Indessen nahm die ungarische öffentliche Meinung die Entdeckung Sajnovics' ungünstig auf. Da sie in der Illusion der hunnisch-ungarischen Verwandtschaft lebte, schien ihr die Verwandtschaft mit den primitiven nördlichen Völkern dürftig und beschämend, und sie begeisterte sich auch weiterhin lieber für jene Forscher, die mit romantischem Dilettantismus die Verwandten des Ungartums unter den Völkern des Ostens suchten. Unter diesen fanden sich auch solche, die auf Grund der äußeren Ähnlichkeit gewisser Wörter nachweisen wollten, daß das Ungarische die im Paradies gesprochene Ursprache sei und daß sämtliche Sprachen der Welt von ihr abstammten. Einen Vorteil aber hatte die Auseinandersetzung dennoch: das Interesse für die Abstammung des Ungartums nahm gewaltig zu, und die ungarischen Sprachwissenschaftler, die zum Teil an der in der Sprachwissenschaft hervorragenden Universität Göttingen studiert hatten, verließen die Welt der Illusionen und arbeiteten auf Grund der Tatsachen das ganze System der finnisch-ugrischen Sprachverwandtschaft aus. An die Namen von Samuel Gyarmathy, Nikolaus Révay, Josef Budenz und Paul Hunfalvy knüpft sich das Verdienst, die ungarische Sprachwissenschaft auf europäischen Stand gebracht und die Geschichte der ungarischen Sprache und Rasse erforscht zu haben. Die Vertreter der finnisch-ugrischen Abstammung hatten noch einen starken Angriff zu bestehen: in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat Arminius Vámbéry auf, der, gestützt auf die in der Tat zahlreichen sprachlichen und rassischen Eigenheiten des ungarischen Volkes, die auf türkische Bestände und türkische Beziehungen hinweisen, für die bulgarisch-türkische Verwandtschaft Partei ergriff. Er hatte bald eine große Schar von Anhängern, denen sich auch die öffentliche Meinung anschloß, da der Gedanke, dem tapferen türkischen Volke, das eine glänzende Vergangenheit besaß, verwandt zu sein, den Laien anziehender war, als zu den »nach Tran riechenden« nördlichen Völkern zu gehören. Jahrzehnte vergingen, bis die zwei Richtungen ihren Kampf zum Nutzen der Wissenschaft ausgekämpft hatten, denn an diesem schulte sich eine Generation von Sprachforschern, die die finnisch-ugrische und orientalistische Sprachwissenschaft auf den höchsten Stand erhob. Heute kann man diesen Kampf als abgeschlossen betrachten. Auf Grund des bis in kleinste Einzelheiten ausgearbeiteten sprachwissenschaftlichen Materials ist der überwiegende Teil der Sprachwissenschaftler der Ansicht, daß das Ungartum finnisch-ugrischer Abkunft ist, daß es einst mit den im Norden lebenden finnisch-ugrischen Völkern in einem gemeinsamen Land gelebt und mit ihnen eine gemeinsame Sprache gesprochen hat, und daß alle Bestände, die in seiner Sprache, in seiner rassischen Eigenart, oder in seiner Kultur auf andere Einflüsse hinweisen, späteren Ursprungs sind.

*

Bisher stellten wir fest, daß das Problem der Abstammung des Ungartums mit Hilfe der Sprachwissenschaft auf befriedigende Art gelöst worden ist. Die Forschung bediente sich natürlich stets auch anderer Zweige der

Wissenschaft, die sich mit der Urgeschichte beschäftigen — der Archäologie, Anthropologie und Ethnographie ; allein je tiefer man in das Dunkel der Vergangenheit vorzudringen versuchte, umso entschiedener stellte sich die Bedeutung der sprachwissenschaftlichen Methode heraus. Die Wissenschaftler, die sich mit der Erforschung der Abstammung des Ungartums befaßten, erkannten — ohne die Sprachverwandtschaft von vornherein als Rassenverwandtschaft zu nehmen — die alte, aber auch heute noch gültige These an, daß unter allen Charaktermerkmalen eines Volkes das bezeichnendste seine Sprache ist, und vertraten die Ansicht, daß die richtig angewandten Mittel der Sprachwissenschaft mehr beweisen können, als nebelhafte Überlieferungen enthaltende Chroniken. Sie schlossen sich damit dem großen deutschen Sprachwissenschaftler Jakob Grimm an, der erklärte : »Es gibt ein lebendigeres Zeugnis über die Völker, als Knochen, Waffen und Gräber, und das sind ihre Sprachen.« Sie nahmen an, daß das Ungarische nicht von sich aus entstanden war, sondern daß es aus dem Zerfall irgend einer Spracheinheit der Urzeit hervorgegangen sei. Von dieser logischen Voraussetzung ausgehend, suchten sie die Verwandten, jene Geschwistersprachen, die sich aus derselben Spracheinheit einst losgelöst und dann weiterentwickelt hatten. Nachdem die verwandten Sprachen festgestellt worden waren, hatte man nur noch die zu immer größerer Vollkommenheit entwickelten Methoden der Sprachwissenschaft anzuwenden, um die gemeinsame Vergangenheit enträtseln zu können.

Es genügte, die Sprachen der betreffenden Völker einfach kennenzulernen, um feststellen zu können, daß es sich um eine Verwandtschaft zwischen dem Ungarischen und den Sprachen der nördlichen finnisch-ugrischen Völker — des Wogulischen, Ostjakischen, Syrjenischen, Wotjakischen, Tscheremissischen, Mordwinischen, Lappischen und Finnischen — handelt. Bei der Untersuchung der Einzelheiten wandte sich die Sprachwissenschaft selbstverständlich zunächst dem Wortschatz zu, um unter dem im Laufe der Jahrtausende angestauten Wortschatz jene Grundlage auszugraben, die bei allen angeführten Völkern in gleicher, oder doch wenigstens ähnlicher Form vorhanden ist. Eine Zusammenstellung der finnisch-ugrischen Wörter ergab, daß man mit diesen in der Hauptsache Körperteile, Naturgegenstände und -erscheinungen, Zahlen und Eigenschaften, elementare Handlungen und Verhältnisse, Verwandtschaftsgrade u. a. m. bezeichnete, daß es also Wörter sind, die die primitiven Zustände des Lebens bezeichnen. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat ungefähr 1200 solche Wörter festgestellt ; es könnte nun die Frage auftauchen, ob diese Wortmenge durch ihre Qualität und Quantität wohl als ausreichendes Beweismaterial gelten kann. In der Tat sind diese 1200 Wörter nicht viel im Verhältnis zum heutigen Wortschatz des Ungartums, doch kann man vergleichsweise feststellen, daß z. B. auch das Deutsche, Russische, oder Albanische nicht mehr indoeuropäische Wörter enthalten und doch niemand bezweifeln wird, daß es sich um Sprachen handelt, die zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehören. Wichtig ist dabei die Feststellung, daß die finnisch-ugrischen Wörter dauernd gebrauchte, unersetzliche Bestände der ungarischen Sprache bilden, die Lehnwörter dagegen weitaus seltener vorkommen. Ein ungarischer Gelehrter hat auf Grund eines beträchtlichen Sprachmaterials berechnet, daß 88 v. H. aller gesprochenen

und in der Literatur verwandten Wörter des Ungarischen sich aus diesem Wortschatz finnisch-ugrischer Abstammung zusammensetzen. Die Lehnwörter bilden die übrigen 12 v. H. Diese Feststellung kann jeder ungarisch Sprechende, philologisch Gebildete bestätigen, wenn er die Wörter eines literarischen Textes in ungarischer Sprache untersucht.

Viel überzeugender aber ist die Untersuchung der Wörter vom Standpunkt der Qualität aus. Beachten wir, was für Wörter sich in dieser vorausgesetzten finnisch-ugrischen Ursprache finden, entrollt sich vor unseren Augen das Bild eines Volkes, das von sich und seiner Umgebung nur elementare Kenntnisse besitzt, sich mit Jagd und Fischerei beschäftigt und auf einer primitiven Kulturstufe steht. Daß aber gerade jene Wörter, die sich auf das primitivste Leben beziehen, bei allen Völkern, die zu der vorausgesetzten finnisch-ugrischen Sprachfamilie gehören, übereinstimmen, beweist am überzeugendsten, daß sie zu Beginn ihrer Geschichte, im Morgengrauen ihres Erwachens zusammenlebten. Würde der gemeinsame Wortschatz der finnisch-ugrischen Völker ein entwickeltes wirtschaftliches, politisches und kulturelles Leben widerspiegeln, so könnten wir die ganze Untersuchung von vorn beginnen, bis wir ein Volk gefunden hätten, mit dem das Ungartum seinen Ursprung gemeinsam hat.

Ein schwerwiegender Beweis für die Verwandtschaft der Sprachen und Völker neben der Übereinstimmung der Wörter ist, daß auch die Struktur der Sprache, ihre syntaktischen Eigentümlichkeiten übereinstimmen. Denn Sprache ist keine Anhäufung von Wörtern, sondern ein System, und dieses wird nicht von Wörtern bestimmt, sondern von Gesetzen, nach denen sich die Wörter zusammensetzen, ordnen und die Gedanken zum Ausdruck gelangen. Die Sprachwissenschaft lehrt, daß der Wortschatz sich stets verändert, erweitert, daß Wörter verschwinden und neue aufgenommen werden, die Wortfolge aber konservativ ist, sich nur langsam und logisch entwickelte. Wenn wir daher zwischen zwei Sprachen synthetische Übereinstimmungen finden, die sie mit keiner anderen Sprache gemeinsam haben, können wir mit Recht voraussetzen, daß beide Sprachen untereinander verwandt sind. Die strukturellen Eigentümlichkeiten der ungarischen Sprache aber lassen nur die Möglichkeit der finnisch-ugrischen Verwandtschaft zu. Es gibt in der ungarischen Wortbeugung und Wortbildung keinen einzigen Zug, den man in den finnisch-ugrischen Sprachen nicht auch entdecken könnte; auch umgekehrt können wir alle strukturellen Eigentümlichkeiten der finnisch-ugrischen Sprachen in irgendeiner Form im Ungarischen erkennen. Aus dem sehr großen Beweismaterial wollen wir der Kürze und Verständlichkeit halber nur das auffallendste Beispiel anführen: das Besitzverhältnis wird in fast allen Sprachen der Welt durch ein besonderes Wörtchen, das besitzanzeigende Fürwort (pronomem possessivum) ausgedrückt. »Mein Haus«, sagt der Deutsche, »mea domus« heißt es auf lateinisch, »ma maison« auf französisch usw. Allein das Ungarische und die finnisch-ugrischen Sprachen bilden das Besitzverhältnis mit einem Suffix. Das Haus heißt auf ungarisch »ház«, mein Haus »házam«. Ähnliche, den anderen Sprachen unbekanntere Übereinstimmungen beweisen in großer Menge, daß das Ungartum und die finnisch-ugrischen Völkerschaften gleicher Abstammung sind und daß sie einst eine gemeinsame Sprache, die finnisch-ugrische Ursprache, gesprochen haben.

Konnte man so, mit Hilfe der Sprachwissenschaft die finnisch-ugrische Ursprache erschließen, so muß man auch Aufschluß über das Volk erhalten können, das diese Sprache sprach, über das finnisch-ugrische Urvolk. Von diesem sind uns freilich keine geschichtlichen Aufzeichnungen erhalten; die Sprachwissenschaft aber, die das Dasein der Ursprache und des Urvolkes festgestellt hat, erteilt auch auf die Frage Antwort, wo das Urvolk gewohnt haben mag, d. h., wo die Urheimat des finnisch-ugrischen Volkes gewesen ist, wie es gelebt, womit es sich beschäftigt und wann es sich in seine Tochtervölker verzweigt hat. Es war nicht leicht, diese Fragen zu beantworten, umso mehr, als die öffentliche Meinung bereits von den romantischen Forschern durch eine Reihe von zwar nicht entsprechend unterbauten, aber umso gefälligeren Theorien durcsetzt war: man meinte die Urheimat der Ungarn in allen möglichen Ländern — vom biblischen Paradies an, über den Himalaja, Persien und Griechenland bis Afrika — gefunden zu haben. Zur Wahrheit gelangten die Forscher durch jene Methode der Sprachwissenschaft, die man sprachwissenschaftliche Paläontologie nennt. Das Wesen dieser genialen, aber einfachen Methode besteht in Folgendem: aus der bereits festgestellten gemeinsamen Ursprache hob man die Namen der Tiere und Pflanzen heraus und setzte voraus, daß das Urvolk an jenem Orte der Erde gelebt haben mußte, an dem diese Tiere und Pflanzen vorkommen. Auch Wörter, die Naturerscheinungen und Klimaverhältnisse bezeichnen, wurden untersucht; schließlich wurde nach gründlichem Studium der Pflanzen- und Tiergeographie sowie der Klimatologie der Versuch gemacht, die Urheimat festzustellen. Der Umstand, daß das finnisch-ugrische Urvolk gewisse Fischarten und bestimmte Nadelhölzer, die nur auf einem Teil der Erde zusammen vorkommen, oder daß es z. B. den Honig und die Biene, die vor dem 18. Jahrhundert östlich vom Ural nicht nachgewiesen sind, kannte, gereichte der Untersuchung zu großem Nutzen. Nachdem man alle Möglichkeiten erwogen hatte, gelangten die Forscher zu dem Ergebnis, daß sich die Urheimat des finnisch-ugrischen Urvolkes nur am nordöstlichen Rande Europas befinden konnte, in jener sanften Hügellandschaft, die sich zwischen dem Wolgaknie und dem Uralgebirge erstreckt. Diese Feststellung der sprachwissenschaftlichen Paläontologie wird durch all das bestätigt, was wir von der Lebensweise und den Kulturverhältnissen der finnisch-ugrischen Völker wissen, über dies aber auch durch die archäologischen Funde dieses Gebietes, sowie durch die Schlüsse, die man aus den erst später auftauchenden schriftlichen Denkmälern ziehen kann.

Aus dem erschlossenen Wortschatz gelang es der Wissenschaft, beachtenswerte Aufschlüsse über das Leben, den kulturellen Stand und die geistige Welt des finnisch-ugrischen Urvolkes zu erhalten. Die große Anzahl der Wörter, die sich auf Fischerei und Jagd beziehen, weist darauf hin, daß dieses Volk auf der Stufe der Beutewirtschaft stand. Es hielt den Hund und das Renntier als Haustiere, und kannte das Brot, obwohl es unter den Getreidearten nur die Hirse anbaute. Im Sommer lebte es in Zelten, im Winter in Hütten, die zum Teil in die Erde gegraben wurden; als Kleidung diente ihm das Fell erlegter Tiere. Sein Familienleben war außerordentlich entwickelt, ein Umstand, den der Wortreichtum für die verschiedenen Verwandtschaftsgrade bezeugt. Es glaubte an Zauberei,

huldigte verschiedenen Aberglauben und verehrte die Naturerscheinungen und -kräfte.

In der Urheimat mag das finnisch-ugrische Urvolk bis ungefähr 2000 v. Chr. gelebt haben, dann aber müssen sich die recht lockeren Beziehungen gelöst haben, denn die Sprachwissenschaft ist in der Lage, die Entstehung von zwei gesonderten Gruppen nachzuweisen. Die Erweiterung des Wortschatzes setzt sich von nun an in zwei Richtungen fort: der Wortschatz ist im Ungarischen, Wogulischen und Ostjakischen gleich, die eine besondere Gruppe bilden, ist aber an sich auch im Syrjenischen, Wotjakischen, Tscheremissischen, Mordwinischen, Lappischen und Finnischen ähnlich. Von diesen beiden Gruppen zog die erste, der sog. ugrische Zweig, zu dem auch die Ahnen des Ungartums gehörten, nach Osten, lebte eine Zeit auf der europäischen Seite des Ural, und wanderte dann langsam auf die asiatische Seite dieses Gebirgszuges hinüber. Dagegen nahm die andere Gruppe ihren Weg nach Norden, und ließ sich in den nördlichen Gebieten Europas nieder. Es ist nicht festzustellen, ob sich diese Ortsveränderung plötzlich, unter dem Einfluß eines äußeren Zwanges, oder langsam, in Verbindung mit der Suche nach besseren Lebensbedingungen, vollzog. Tatsache aber ist, daß das ugrische Volk, zu dem auch das Ungartum gehörte, einen großen Teil des vorchristlichen Jahrtausends in Westsibirien, im Gebiet des Tobol und Ischim verbrachte. Indessen machte in dieser Zeit sowohl seine Sprache, als auch seine Lebensweise große Verwandlungen durch. Es hatte sich aus dem Waldgebiet seiner früheren Heimat in die Steppe begeben, und war mit Völkern, deren Lebensweise und Kultur entwickelter war, als seine eigene, in Berührung getreten. Dem Einfluß dieser Beziehungen muß es zugeschrieben werden, daß das ugrische Volk neben der bisherigen Beutewirtschaft auch auf die Viehzucht überzugehen begann; in seiner Sprache tauchen die verschiedenen Begriffe für Pferd und Schaf auf. Was aber das Wichtigste ist: hier entwickelte sich das Ungartum zu einem selbstständigen Volke. Während der in Westsibirien zugebrachten Zeit löste sich nämlich die wogulisch-ostjakische Gruppe des ungarischen Zweiges von dem Ungarischen und zog nach Norden, die Ungarn dagegen siedelten immer weiter nach Süden. Dadurch war das Ungartum vom volklichen und sprachlichen Standpunkt aus abgesondert, und seine Lebensform und Kultur nahm in der Nachbarschaft iranischer und türkischer Völker eine neue Richtung: aus dem waldbewohnenden Fischer- und Jägervolk wurde allmählich ein Reitervolk, das sich Haustiere hielt und unter dem Einfluß seiner Nachbarn bereits die unterste Stufe des politischen Eigenlebens hinter sich ließ.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. spielten sich in Asien bedeutsame Ereignisse ab, die das politische Bild des ganzen Steppengürtels veränderten und das Schicksal des in Entwicklung begriffenen ungarischen Volkes auf entscheidende Weise beeinflussten. Eine mächtige Welle der Völkerwanderung, die von den Grenzen Chinas ausgehend die Völker Asiens in Bewegung brachte, warf auch die Ungarn aus ihren bisherigen Wohnsitzen und verschlug sie nach Südwesten. Diesen Weg aber legte das ungarische Volk nicht selbständig, sondern unter der politischen Führung eines türkischen Nomadenvolkes, der Onoguren, zurück. Um diese Tatsache und die Geschichte der folgenden Jahrhunderte des

Ungartums verstehen zu können, ist es nötig, die Gesetze, nach denen sich die großen asiatischen Nomadenstaaten bildeten und nach denen sie zerfielen, zu kennen.

Zu Beginn unserer geschichtlichen Zeit lebten auf dem unendlichen Steppengürtel des eurasischen Kontinents unzählige berittene, nomadisierende Hirtenvölker in einer auf Blutbanden ruhenden politischen Organisation, die aus ihren eigenen, primitiven Grundlagen entwachsen war. Von Zeit zu Zeit erstand dieser Welt aus einem dieser Völker ein politisches und militärisches Genie, das zuerst sein eigenes Volk zu einer festen Einheit zusammenschmiedete, dann aber an dessen Spitze die anderen, meist rassisch verwandten Völker, die dieselbe Kultur besaßen, unterjochte. So entstanden große Reiche, die nur die Energie des Fürsten und der Glaube der Nomadenseele, der Fürst sei göttlichen Ursprungs und seine Macht stamme von überirdischen Wesen, zusammenhielt. In diese Reiche verschmolzen alle Völker, die durch Waffen unterjocht wurden oder sich freiwillig angeschlossen hatten, ohne Namen oder Individualität zu bewahren. Der Tod des Fürsten aber bedeutete meist auch das Ende dieses Reiches: die magische Kraft, die alle zusammenhielt, hörte auf, der einer Lawine gleich entstandene, riesige Nomadenstaat zerfiel in seine Bestandteile, und nach wenigen Jahrzehnten trat bereits ein anderes Volk hervor, um dem Willen einer neuen staatsformenden Persönlichkeit gehorchend, wie ein Sturm über die Steppen Asiens zu brausen. Die kennzeichnendsten Nomadenstaaten dieser Art waren der Staat Attilas, Dzsingis Khans, oder die Mongolenmacht des 13. Jahrhunderts, die bis Europa vordrang; indessen gab es außer ihnen im Laufe der Geschichte noch eine ganze Reihe von Großmächten, von denen Europa nicht einmal Kenntnis nahm, da das Kampfgetöse, das ihr Entstehen begleitete, nicht bis hierher drang.

Das ungarische Volk wurde von den äußersten Wellen einer so tiefgehenden, Umwälzung aus Westsibirien auf die nördliche Seite des Kaukasus geschleudert, auf jene Ebene, die von dem Unterlauf des Don, vom Schwarzen Meer, vom Kaukasus, vom Kaspischen See und von der Wolga umschlossen wird. Das onogurische Volk selbst, das die Ungarn mit sich riß, versuchte auf diese Weise der Übermacht einer in Entwicklung begriffenen Großmacht, den Sabiren, zu entgehen. Das Andenken, das die Ungarn aus dem Zusammenleben mit den Onoguren bewahrten, ist der Name, mit dem sie von den meisten europäischen Völkern genannt werden, der durch die Vermittlung der in Südrußland lebenden slawischen Völker in die meisten europäischen Sprachen gelangte: sie heißen auf griechisch *unugroi*, auf lateinisch *ungri*, auf deutsch *Ungar* usw. Im nächsten Jahrhundert findet man sie bereits im Verband eines großen bulgarisch-hunnischen Reiches, das einer der Söhne Attilas nach dem Tode seines Vaters und dem Zusammenbruch des hunnischen Reiches auf dem Gebiete zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen See gegründet hatte; vorübergehend erstreckte sich auch das große westsibirische Reich der Sabiren auf die Völker, die die dem Kaukasus vorgelagerte Ebene bewohnten. Die Ungarn lebten in diesen Staatsverbänden selbstverständlich nicht unter ihrem eigenen Namen, sondern verschwanden im Schatten des staatsbildenden Volkes. Auch die in dieser Zeit immer häufiger werdenden

schriftlichen Quellen nennen sie mit dem Namen des Staatsvolkes, selbst dann, wenn man aus den angeführten Personennamen einwandfrei feststellen kann, daß es sich um die Vorfahren der Ungarn handelt. Die Erinnerung an das Leben im bulgarisch-hunnischen Reich mag die Grundlage zu dem in der ungarischen Überlieferung später unausrottbaren Gedanken der hunnisch-ungarischen Verwandtschaft gewesen sein.

Im unendlichen Raum der Steppe folgten die wechselnden politischen Kraftverhältnisse einander auch später schnell. Im letzten Viertel des 6. Jahrhunderts gelangten die Onoguren und mit ihnen die Ungarn in einen allen bisherigen Staatsgebilden weit überlegenen Staatsverband. Aus dem asiatischen Reich der Awaren hatten sich die Türken losgelöst, und dieses Volk türkischer Abstammung, das jedoch mit den später auftauchenden Osmanisch-Türken nicht identisch ist, schuf in der Gegend des Schwarzen Meeres ein mächtiges Reich. Ein Stamm dieses waren die Ungarn. Seitdem werden sie auch in den Quellen als Türkenvolk erwähnt, ja die byzantinischen und arabischen Quellen bezeichnen die bereits selbständig gewordenen Ungarn noch lange Zeit nach dem Zerfall des türkischen Reiches mit diesem Namen. Das Reich der Türken aber wurde im Laufe des 7. Jahrhunderts von einem seiner Völker, dem kasarischen, zersprengt. Die Kasaren gründeten auf dessen Trümmern ein eigenes Reich. Dieser Staat erreichte ein für die Nomadenstaaten ungewöhnlich hohes Alter, sein Bestand währte ungefähr drei Jahrhunderte; doch verlor er seinen nomadisierenden Charakter bald, die Einwohner siedelten sich in Städten an, trieben Handel und Gewerbe und der mohammedanische, jüdische, ja selbst christliche Glaube gewann Anhänger unter ihnen. Den Ungarn fiel mit anderen Stämmen die Aufgabe zu, die Verteidigung des Staates an Stelle des verweichlichten Staatsvolkes zu übernehmen und in den Kriegen des kasarischen Staates eine wichtige Rolle zu spielen. Allmählich aber kam die Zeit, in der sich das an Zahl kräftige und in politischer Hinsicht mündig gewordene Ungartum von der Vormundschaft fremder Völker befreien sollte, um ein eigenständiges politisches Leben zu beginnen. Vom Anfang des 9. Jahrhunderts lösen sich die Ungarn aus dem Verbands des geschwächten kasarischen Staates los, wandern nach Westen, in die Gegend zwischen Don und Dnjepr, und beginnen nun unter eigenem Namen ein selbständiges politisches Gebilde der Geschichte zu werden.

Die im Verband der kriegerischen türkischen Reitervölker verbrachten Jahrhunderte hatten das einst friedliche, von Jagd und Fischerei lebende Volk entscheidend verwandelt. Die Bereicherung des Wortschatzes mit türkischen Beständen zeigt, auf welche Weise die primitive Gesellschaft der finnisch-ugrischen Zeit sich in eine höhere verwandelt hatte und wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine entwickeltere Kulturstufe erreicht worden war. Ein Ergebnis dieser Zeit ist der große Reichtum der ungarischen Sprache an Wörtern, die mit der Viehzucht zusammenhängen; in dieser Zeit erlernte das Ungartum auch die intensivere Ackerbewirtschaftung, und auch die Begriffe für entwickeltere Formen des staatlichen Lebens tauchen in der Sprache auf. Daneben werden Wörter in die Sprache aufgenommen, die mit dem Gewerbe, mit abwechslungsreicher Kleidung u. a. m. zusammenhängen, und auch die Vorstellungen über Glauben und überirdische Kräfte erweitern sich.

Die Aufgabe der Forscher wird mit dem Augenblick wesentlich leichter, in dem sich die Ungarn zu einem selbständigen politischen Gebilde vereinigten. Die in stets größerer Zahl auftretenden geschichtlichen Quellen erwähnen sie immer häufiger, und man kann ihren Lebenslauf viel leichter als bisher verfolgen, da die byzantinischen und arabischen Quellen verhältnismäßig übereinstimmend über sie berichten. Von allen historischen Beichten, die wir besitzen, ist das für die Geschichte der osteuropäischen Völker grundlegende Werk des byzantinischen Kaisers Konstantinos Porphyrogenetos »De administrando imperio« das wesentlichste. Aus diesem, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts geschriebenen Werke ist die Geschichte der Ungarn von der Zeit, in der sie sich zwischen dem Don und Dnjepr ansiedelten, mit verhältnismäßiger Genauigkeit zu erschließen. Das Gebiet zwischen Don und Dnjepr nannten die Ungarn nach Levedi, einem ihrer Führer »Levedia«. Nach Konstantinos waren sie zu dieser Zeit noch recht locker organisiert, und bildeten sieben Stämme, an deren Spitze je ein Fürst stand. Die zentrale fürstliche Macht ist ihnen zu dieser Zeit unbekannt, sie vereinigen sich nur zu einer größeren kriegerischen Unternehmung. In diesem Raum wurde die Entwicklung des Ungartums noch durch den Umstand gefördert, daß ihn die wichtigsten Handelsstraßen durchquerten und daß die dauernde Berührung mit den Byzantinern, Normannen, Kasaren und Arabern mit bedeutendem wirtschaftlichen und kulturellen Gewinn verbunden war. Auch der Volksbestand entwickelte sich unter diesen günstigen Umständen. Bereits während des Zusammenlebens mit türkischen Stämmen hatte das Ungartum eine bedeutende Zunahme an türkischen Beständen erfahren — unter den sieben Stammesnamen weist mancher auf türkischen Ursprung — und in Levedia schloß sich ihm eine Volksgruppe des in Auflösung begriffenen kasarischen Reiches an. Es war dies der achte Stamm, den man den »kabarischen« nannte, und der, nach der Sitte der Nomadenkriegerführung als der zuletzt angeschlossene in der Schlacht vorangehen mußte.

Nach einem halben Jahrhundert friedlichen Lebens wurde das Ungartum von einem aus dem Osten kommenden Angriff von neuem nach Westen verdrängt. Das kriegerische Volk der Petschenege zog, von dauernd in Gärung und Bewegung begriffenen Völkern geschoben, nach Westen, und ihr Einfall war es, der die Ungarn im Jahre 889 veranlaßte, in das noch westlicher gelegene, von den Flüssen der südlichen Ukraine bespülte Gebiet zu ziehen. Die neue Heimat hieß »Etelköz«, d. h. »Land zwischen den Flüssen«, doch auch hier fanden sie die erhoffte Ruhe nicht. Wieder erreichten sie aus Asien die Wellen aufbrechender kriegerischer Reitervölker. Das Gefühl, dauernd bedroht zu sein, schweißte die ungarischen Stämme zu einer festen militärischen und politischen Einheit zusammen. Sie wählten Árpád, den Sohn des einen Stammesoberhauptes, Álmos, der nach der Überlieferung ein Nachkomme Attilas war, zu ihrem Fürsten, und schlossen sich zu einer politischen Einheit zusammen, die sie durch einen Blutsvertrag festigten. Árpád erkannte die Gefahr, die aus dem Osten drohte, und wandte seinen Blick gegen Westen. Als Verbündeter des ostfränkischen Königs Arnulf im Kriege gegen die Mährer hatte er das Gebiet des heutigen Ungarn zweimal betreten, die vorteilhaften

natürlichen Gegebenheiten dieses Landes kennengelernt und es für den Fall, daß die Lage seines Volkes auch in Etelköz unhaltbar werden sollte, als neue Heimat bestimmt. Dieser Zeitpunkt sollte nun auch bald eintreten. Im Jahre 895 kämpften die Ungarn als Verbündete des griechischen Kaisers Leo des Weisen gegen den bulgarischen Zar Simeon. Während ihrer Abwesenheit überfielen die Petschenegen ihr Land, verheerten es und zwangen die Zurückgebliebenen zur Flucht. Das aus einem blutigen Kriege zurückkehrende ungarische Heer konnte auf dem durch keinerlei natürliche Grenzen geschützten Gebiet an keinen erfolgreichen Widerstand denken und Árpád machte sich mit seinem Volk in der Richtung des Karpatenbeckens auf, um der ewigen Bedrohung durch die kriegerischen Petschenegen zu entgehen. Das schwachbesiedelte Karpatenbecken konnte leicht besetzt werden, obwohl die Eroberer an Zahl gering waren: sie betrug mit Frauen und Kindern schätzungsweise 2—300.000 Seelen. Ihre überlegenen kriegerischen Fähigkeiten, die für nomadisierende Kriegervölker kennzeichnende Disziplin und ihre organisatorische Begabung machten ihnen die Besetzung des Landes leicht. Dadurch gelangte das Ungartum nach einer mehrere Jahrtausende währenden Wanderung endlich in das Land, das ihm die Vorsehung bestimmt hatte und konnte nun seiner Aufgabe gerecht werden, die ihm durch den Besitz dieses oft bedrängten Teiles des Abendlandes zufiel.

Zusammenfassend kann man die wichtigsten Phasen der ungarischen Urgeschichte kurz in folgender Weise umreißen: das Ungartum ist seiner Abstammung nach ein kräftiger Trieb der im Nord-Osten Europas entstandenen finnisch-ugrischen Völker, gehört somit weder zu den Mongolen, noch zu den Ariern. Es gelangt aus der gemeinsamen Urheimat, die sich zwischen dem Wolgaknie und Ural befand, auf die östliche Seite des Urals nach Westsibirien, wird aber von hier im 5. Jh. n. Chr. durch türkische Völker auf die europäische Seite des Kaukasus gedrängt. Hier lebt es im Staatsverband verschiedener Völker türkischer Abstammung, legt die Lebensform des Fischer- und Jägervolkes nach und nach ab, und entwickelt sich zu einem kriegerischen, prunkliebenden Reitervolk türkischer Kultur. Es verläßt die dem Kaukasus vorgelagerte Ebene zu Beginn des 9. Jhs. als bereits politisch selbständiges Volk, faßt vorübergehend an zwei verschiedenen Orten im heutigen Südrußland Fuß und besetzt schließlich im Jahre 896 seine heutige Heimat. Bis zu diesem Zeitpunkte verliert sich seine Geschichte im Dunkel der Vergangenheit und der Forscher kann im Nebel der übereinandergeschichteten Jahrhunderte nur selten das harte Profil des nach Westen blickenden Reiters erkennen. Seit dem entscheidenden Augenblick der Landnahme spielt sich aber das Leben des Ungartums im Rahmen der europäischen Gemeinschaft ab, die es nur zögernd aufnahm, deren es jedoch — wie dies ein Jahrtausend Geschichte beweist — niemals unwürdig gewesen ist. (x x)

x dont au moins la moitié étaient
des

VON DEN HUSAREN

VON G. von UNRUH

Die angeborene Neigung des Ungarn für den Reiterdienst, die außerordentliche Gelehrigkeit, mit welcher er der Ausbildung zu demselben entgegenkam, hatte den Beherrscher eines ursprünglichen Reitervolkes, den König Matthias Corvinus (1458—1490), Sohn des Johann Hunyadi, veranlaßt, seine in ritterlicher Kampfweise schon lange geschulte Reiterei dadurch zu vermehren und zu verbessern, daß er sie vollständig »aus dem Boden«, also aus dem Volke nahm, und nach dem Satz »Selbst ist der Mann« erzog. Während der französische Gendarm erst noch fünf Mann zu Hilfe nehmen mußte, um überhaupt eine »taktische Existenz« zu beanspruchen und als Lanze zu zählen, die Maximilianischen »Kyrassers« gar erst durch Hinzurechnung von sieben Reisigen zu einer kampf-tüchtigen Einheit wurden, war der Husar lediglich auf sich selbst und seinen eigenen Arm angewiesen und war durch sich allein schon »fix und fertig«.

Man war früher der Meinung, daß der Name »Husar« von der Art der Aushebung, welche nach dem Portalzwanzigsten erfolgt war, herkäme, u. zw. von dem ungarischen Worte húsz, gleich zwanzig. Neuere Forschungen leiten den Ursprung des Namens auf das lateinische »cursor« bezw. auf das mittellateinische »cursarius« und durch südslawische Vermittlung entstandene Gusar, korsar, hursar, husar und endlich huszár hin.

Wie in seinem Fußvolke, so wollte Matthias auch in seiner Reiterei eine ebenbürtige und zweckdienliche Trutzwaffe wider die Osmanen aufstellen. Die Schwerfälligkeit und Eisenüberladung der alten Reiterei würde dieser Aufgabe nicht entsprochen haben. Der König selbst bezeichnete die neue als eine leichte »equites leves, armaturae quos hussarones appellamus« (Reiterei von leichter Ausrüstung, welche wir Husaren nennen), obwohl sie mit Eisenkappen, Ringpanzer und Schild ausgerüstet noch immer eine hinlängliche Wucht entwickelt haben dürfte.

So entstand aus diesen schnell eine gefürchtete Truppe, deren Ruf in die Nachbarländer drang. Die Fremden pflegten daher zu sagen: der Husar müßte gleich reitend zur Welt gekommen sein. Gern drängten sich nun Edelleute herbei, um Führerstellen in dieser neuen hochgerühmten Schar zu übernehmen, die dadurch in die Lage kam, neben ihrer Volkstümlichkeit auch gewissermaßen einen äußeren Glanz zu entfalten, wie ihn König Matthias liebte.

Als vortreffliche Reiter und Bogenschützen erregten die Husaren zunächst die Aufmerksamkeit des jungen römischen Königs Maximilian (1493—1519), der an Kriegsdingen jeder Art ein so lebhaftes Interesse nahm. Er zog daher selbst, wie er im »Weißkunig« erzählen läßt, »viel redlich und ritterlich Husaren — nämlich ungarische Edelleute, die als

Offiziere in den Reihen der Husaren gedient hatten — an seinen Hof, »die zu Roß mit dem Handbogen viel Ritterspiele treiben und diese ihre Geschicklichkeit auch im Kriege anwenden«. Von ihnen lernte er »die hussärische Reiterei« und »mit dem Handbogen zu Roß auf hussärisch schießen«. Selbst seinen Kyrassers scheint er nachmals die ungarische Reiterei vorgezogen zu haben, denn in einem Verzeichnis seiner Reiterei kommen später auch »Hussarn« vor (Gedenkbuch für 1508 im Archiv des k. u. k. Finanzministeriums).

Die Husaren mit ganz leichten Reiterschildern, gewöhnlichen »Tartschen« ausgestattet, wußten sich dieser im Gefecht mit Vorteil zu bedienen, daher auch Kaiser Maximilian, der sich mit jeder Kampfweise vertraut zu machen suchte, das Fechten zu Roß in den »hussärischen Tärtschlein« eigens erlernte.

Je nach der Truppengattung waren die Schutzwaffen schwer oder leichter. Matthias hatte zwar in den Husaren eine leichte Reiterei errichtet, aber er fand für gut, auch eine schwere Kavallerie beizubehalten. Diese trug Helme, Kürasse und starke Panzerung. Die Husaren hingegen waren mit dem leichten Panzerhemde ausgerüstet, die Drahthaube oder Panzerkappe war statt des Visiers mit beweglichem Nasenschutz versehen.

Der Husar, mit seinem Pferd verwachsen, mochte dieses nicht nur als Tragetier ansehen, dem er, sobald es ihn bis zu einer angewiesenen Stellung befördert hatte, nach Dragonerart den Rücken kehren sollte, um, eben noch Reiter, dann abzusetzen und als Fußsoldat zu kämpfen oder neben dem schwerfälligen, nicht vom Platze weichenden Kriegswagen Wache zu stehen.

Die neue Reitergattung der Husaren, die Schöpfung des großen Matthias, hatte sich nach und nach »stark und rüstig« herangebildet und bei dem glänzenden Dreikönigsfeste zu Wien im Jahre 1515, zu dem die folgenreiche Wechselheirat zwischen dem österreichischen, dem ungarischen und böhmischen Hause die Veranlassung gab, zog jene schöne Truppe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Husaren, die den König Wladislaus und dessen Sohn Ludwig nach Wien begleiteten, waren zum Teil »türkisch« gekleidet und hatten, in zwei Teile geteilt, rote und weiße Fähnlein an ihren Speißen. Ihre Reitkunst erregte Bewunderung, denn sie konnten sich, mitten im schärfsten Rennen, von einem Pferde auf das andere schwingen u. a. m. Zu schwererer Rüstung eigneten sie sich daher nicht, ja der Anblick der stark gepanzerten österreichischen Ritter soll ihnen sogar einiges Mißtrauen eingeflößt haben. »Wenn man heiratet und Bündnisse stiften wolle«, sagten sie, »so brauche man so viel Eisen nicht«. Aus gleichem Grunde konnten und wollten sie auch an dem Turnier, das einen Teil der Festlichkeiten bildete, sich nicht beteiligen. Neben dieser leichten unterhielt man noch immer eine schwere Reiterei, die mit jener in geeigneter Wechselwirkung stand. Sogar die Wagenburg fand zuweilen Anwendung, jedoch in einer Weise, daß sie die freie Bewegung der Truppen nicht hemmte, sondern mehr von diesen gestützt wurde. Bei dem Streifzug gegen Serbien im Herbst 1494 zog in der Mitte das Viereck schwerkarnischer Reiter, das die Bagage und die Wagen umschlossen hielt. Zu beiden Seiten schwärmten die leichten Husaren und trieben Gefangene und Beute auf.

Bei aller gebotenen Rücksicht auf die Vermehrung und Ausbildung des Fußvolkes blieb indessen der Reiterdienst noch immer der gesuchteste und beliebteste in Ungarn. Für die Reiterwaffe fehlte es daher nie an Leuten und unter Ferdinand I. (1526—1564), dem Enkel Maximilians I. und Bruder Karls V., wie unter den nachfolgenden Königen konnte demgemäß sowohl zur beständigen Verteidigung des Landes, als auch für den Fall eines Krieges, auf Kosten des Adels eine ständige Kavallerie unterhalten werden, deren Verpflegung auf die Güter nach der Zahl der Untertanen verteilt wurde. Doch wandte sich die Aufmerksamkeit immer mehr der leichten Kavallerie zu, und ein Gesetz vom Jahre 1542 erwähnt ausdrücklich, daß einige Überreste der alten schweren Reiterei nur noch in einigen Komitaten des Landes aufgefunden würden.

Unstreitig waren in jener Zeit die leichten ungarischen Reiter, die Husaren, am vorzüglichsten, ja beinahe allein geeignet, den Osmanen erfolgreichen Widerstand zu leisten. An den deutschen Reitern z. B. rügte damals selbst der kaiserliche Hauptmann Schwendy, daß »sie für den Kampf mit den Türken zu schwer, daher nicht geeignet seien, diesen raschen Gegnern zuvorzukommen, während die Türken nach Gefallen kommen und ausweichen und die Schlacht dann annehmen, wenn sie im Vorteil sind.« Anders die Husaren. In einer von König Ferdinand I. kurz nach seiner Thronbesteigung verfaßten Darstellung der Verhältnisse Ungarns wird in dieser Beziehung gesagt: »Die Türken sind behender, sowohl wenn sie fliehen, als wenn sie in die Flucht schlagen, auch schneller im Sengen, Brennen und Verheerungen, als die böhmischen Kriegsvölker und als die deutschen Bewaffneten. Es ist daher notwendig, daß man sich mit Schnelligkeit tüchtiger Husaren bediene, welche Ungarn, Slavonien, Kroatien und Siebenbürgen gut in Menge stellen werden.« Die Husaren waren häufig in Fähnlein und Compagnien zu hundert Mann geteilt. So befanden sich 1553 bei dem Zug nach Siebenbürgen 1000 »Husaren« unter dem Befehl von zehn Hauptleuten und kosteten zusammen monatlich 70,461 Gulden.

Bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die Husaren ihre Gewandtheit und Tapferkeit vornehmlich in den Kämpfen gegen die Osmanen erprobt. Während des Schmalkaldischen Krieges (1546—47) wurden sie in Deutschland gleichfalls bekannt und auch hier machten sich die »türkischen Husaren«, für die das Volk sie nach ihrer fremdländischen Tracht hielt, furchtbar. Unter den Truppen, die König Ferdinand gegen die Schmalkaldischen Verbündeten schickte, befanden sich 1200 Husaren unter Franz Nyáry. »Sie waren« — wie ein Augenzeuge schreibt — »auf ihre Art mit leichten Rossen, mit Tartschen und Speißen ziemlich wohl ausgerüstet.« Aber sie waren längst nicht mehr eine leichte Reiterei, die nicht nur zu losen Patrouillenkämpfen im Kleinkrieg verwendbar war, sondern auch in geschlossenen Einheiten als planmäßig eingesetzte Truppe in größeren Verbänden — so an der Elbe, bei Mühlberg u. a. O. erfolgreich zu kämpfen wußte. Der König hatte diese seine Husaren, weil sie in ein fremdes Land ziehen sollten, im voraus brieflich dem Schutz und der besonderen Sorgfalt seines Freundes, des Herzogs Moritz von Sachsen empfohlen, indem er ihre Treue rühmte: »sonderlich unsere Husaren, welche wir aus unseren Chron-Ungarn von den enden erfordert, daß sie

uns treulich und redlich gedient, wiew auch Ihrer Dienste wohlbedürftig gewesen seien und noch sein« u. s. w.

In jener heftig erregten Zeit blicken die Schmalkaldischen Bundesfürsten mit nicht geringem Zorn auf das »türkische und husarische Volk«, und sogar »Pasquille« (Schmähungen) mußten die Husaren über sich ergehen lassen. Diese machten auch in der Tat die Befürchtungen der Feinde wahr, indem sie nicht wenig zum Siege von Mühlberg (1547) beitrugen. Drei Stunden waren sie unausgesetzt Galopp geritten, um auf die feindliche Reiterei zu treffen. Sie durchwateten zuerst die Elbe, stürzten sich auf die Truppen Johann Friedrichs und brachten Schwert und Dolch des gefangenen Kurfürsten heim. Fünf Jahre später (1552) fochten sie mit gleicher Tapferkeit unter der Führung des Kurfürsten Moritz auf ungarischem Boden gegen die Osmanen und ihr mutiger Führer meldete aus dem Lager von Győr, daß bei Esztergom des Kurfürsten Husaren »tapfer an die Türken gesetzt, eine große Menge Feinde erstochen oder niedergesäbelt haben.«

In Sachsen hatten die Husaren eine so lebhaftere Erinnerung hinterlassen, daß sie daselbst nach ihrer Entfernung geraume Zeit noch im Bild festgehalten wurden. Bei einem Scherzkampf, den der Kurfürst Moritz 1548 in Torgau bei der Vermählung seines Bruders August veranstaltete, sah man auch die Tracht der im Schmalkaldischen Krieg so gefürchteten ungarischen Reiter, denn des Kurfürsten Edelleute trugen rote Husarenkleider. Herzog Augusts Rote erschien in blauer Husarentracht, die des Herzogs von Mecklenburg und noch eine vierte Rote in ebensolcher Tracht, teils von gelber, teils von grüner Farbe. Auch bei dem einen Ritterspiel in Dresden im Jahre 1553 führte Kurfürst Moritz eine Rote nachgebildeter Husaren in den Scheinkampf.

Von den Haupt- und Kerntruppen Ungarns zu Ende des 16. Jahrhunderts haben Zeitgenossen nähere Schilderungen hinterlassen. Wilhelm Dillich, der Verfasser eines vortrefflichen »Kriegsbuches«, hat darin eine Beschreibung von Ungarn verfaßt und mit Illustrationen erscheinen lassen. Er teilt die ungarischen Husaren einfach in Reiter oder Husaren und in Fußknechte oder Haiducken und gibt jenen den Vorzug vor diesen. »Es haben«, berichtet er, »die Husaren auf dem Haupte eine Sturmhaube, demnach einen Panzer mit Ärmeln von Panzergeflecht, so ihnen bis auf die Beine reicht. An der linken Seite haben sie einen Säbel und unter dem rechten Schenkel einen Stecher (Panzerstecher), führen in der rechten Faust ein Copay (Spieß, ung. kopja) mit einem Fähnlein, so die Fähnriche unter ihnen tragen, sind etwas breiter und viel länger. Die Stangen sind rot und weiß gestrichen, haben vor der Faust einen Knopf. Sie führen auch hinten am Sattel im Futteral einen Puffer oder Faustrohr, Pistol. Die Capitäne oder Rittmeister haben über den Panzern rote leinene Röcklein und etwa am Sattel oder auf dem Rücken eine Buzogány« (ung. Ausdruck für Streitkolben, Morgenstern).

Mit dieser Beschreibung stimmt der dem Dillich'schen Buch beigegebene Holzschnitt überein. Doch zeigt sich auf einem anderen Holzschnitt auch ein ungepanzelter Husar mit einem Spieß und dem damals und späterhin in Ungarn üblichen hackmesserartigen Reitersäbel.

Die große Vorliebe des Ungarn für schöne Waffen war allenthalben bekannt und wird auch von dem Italiener Brutus erwähnt, der von Kaiser Rudolf II. (1576—1608) den Auftrag erhielt, eine Geschichte Ungarns zu schreiben. »Das ganze Bestreben der Ungarn« — sagt er — »ist auf Waffen gerichtet, deren Putz und Glanz ein Beweis ihres tapferen Sinnes, deren Vernachlässigung hingegen als schimpflich angesehen wird. Daher kommt es, daß, während jeder andere Prunk bei ihnen, wenn nicht verachtet, so doch gering geschätzt wird, in Ansehung der Pferde und ihrer Rüstung gleichwohl der größte Aufwand stattfindet.«

Zu jener Zeit mögen, was hier eingeschaltet werden soll, die Zigeuner zuerst für die Feldmusik verwendet worden sein. Die Musik dieser wunderlichen Söhne Indiens mit ihren »wildem zauberischen Harmonien« — wie Franz Liszt sie genannt hat — erwarb sich damals schon Gönner. Als Gabriel Bethlen im Oktober 1613 zwei türkische Paschas und die beiden Woiwoden der Moldau und der Walachei zu Enyed bewirtete, hatte er die »zigeunerischen Hoffierer« des Báthory herbeiholen lassen, die während der Tafel »hoffieren« (musizieren) mußten, »welches den Türken und Wäden (Woiwoden) wohl gefallen«. Die Ungarn liebten ja von jeher die Musik, hielten aber deren Ausübung nach orientaler Meinung für nicht passend; so wurde der Zigeuner zur Musik angehalten und begleitete seinen Herrn ins Feld. Während des Sturmes der eigentlichen Schlacht aber führten bloß Trommeln und Trompeten das Wort. Es galt da, wie es in einem »ungarische Heertrummel« betitelten Werk heißt, »mit der Trummel in das Feld zu schlahn und mit hellen Trompeten gut dem Knecht zu machen einen Mut.« Auf die bisherigen, meist kurzen Feldzüge folgte nun plötzlich der ungeheure Gegensatz eines dreißigjährigen Krieges. Zwar wurde Ungarn nur ausnahmsweise unmittelbar durch diesen Krieg berührt, aber die ungarische Reiterei spielte auf den vielen Schlachtfeldern des Krieges zu wiederholten Malen eine hervorragende Rolle. Schon bei Beginn des Krieges (1619) standen unter Bouquois' und Dampierres Oberbefehl in Böhmen 675 Husaren des Somogyi und Forgách, dann 300 »Raaberische«, 1109 altgediente und 1000 neu angeworbene Husaren, endlich noch 300 Husaren aus den Bergstädten.

Neben den Husaren machte sich in diesem Kriege noch eine andere Reiterwaffe, die Kroaten, geltend. Sie bestand keineswegs nur aus geborenen Kroaten, sondern zum großen Teil aus eigentlichen Ungarn, behielt jedoch von ihrem ersten Grundstamm den Namen bei. Als Wallenstein (1632) zum zweiten Mal das Kommando übernahm, wurde der Kroaten-Oberst Graf Isolani nach Ungarn gesandt, und es gelang ihm, eine beträchtliche Mannschaft von dort herbeizuführen. In einem Generalmandat des Herzogs von Friedland, datiert Teplitz den 20. November 1632, werden unter den Reitergattungen ausdrücklich »Kroaten« angeführt, ebenso in einem späteren Verpflegungspatent, datiert Preßburg, 1. März 1637. Die Kroaten-Regimenter bestanden teils aus zehn, ja zuweilen bloß aus fünf Compagnien, die Compagnie in der Regel aus 100 Pferden.

Die Kroaten wurden im Vorpostendienst, zu Streifen und Lageralarmierungen verwendet, mußten zu Beginn der Schlacht die Flanken des Feindes beunruhigen, ferner das feindliche Gepäck und die Transporte »überfallen«, wie es Friedrich Schiller in seinen »Piccolomini« durch Isolani sprechen läßt :

*Wir kommen auch mit leeren Händen nicht!
Es ward uns angesagt bei Donauwörth,
Ein schwedischer Transport sei unterwegs
Mit Proviant, an die sechshundert Wagen.
Den griffen die Kroaten mir noch auf.
Wir bringen ihn.*

Ihre Hauptwaffe war der Karabiner, an der Seite trugen sie den schon erwähnten hackmesserförmigen ungarischen Reitersäbel. Statt des Karabiners bedienten sie sich zuweilen einfach des Spießes. In einem gleichzeitigen Trauerlied z. B., in dem die oberennsischen ihre (1626) durch General Heimpappen (Pappenheim) erlittene blutige Niederlage beklagen, werden unter den Truppen dieses auch die »Krabaten« genannt, die lange Stangen (Spieße) und »krumme Degen« führen, und denen »kein Teufel entrinnen kann«.

Schon in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag (1620) fochten Kroaten. Sie bildeten dort einen Teil der Reserve des rechten Flügels. In der Schlacht bei Lutter am Berge (1626) verfolgten sie die weichenden Dänen eine Meile weit; ebenso wurden in der Breitenfelder Schlacht (1631) die mit ihrem Kurfürsten fliehenden Sachsen von den Kroaten verfolgt. Bei Lützen (1632), wo nach dem ursprünglichen Schlachtplan die »Crobaten« auf beiden Flügeln des Hintertreffens zu stehen gekommen wären, suchte Isolani mit einigen Geschwadern Kroaten vergebens dem schwedischen Vortrab den Übergang über die Rippach zu verwehren. Bei Nördlingen (1643) dagegen wurde die schwere Reiterei durch die ungarischen Reiter und Kroaten durchbrochen und zersprengt. Im Jahre 1636 drangen der Kardinal-Infant und Johann von Wert in die Pikardie ein und der Schrecken vor den Kroaten verbreitete sich bis Paris, wo ein Teil der Stadtmauer zu Gunsten der Baupläne des Kardinals Richelieu niedergelegt worden war.

Aus dem langen Krieg ging schließlich eine neue militärische Gestaltung hervor, die, wenn auch langsamer als in anderen, bereits von früher darauf vorbereiteten Ländern, zuletzt auch in Ungarn heimisch wurde und schon vorher dort in allmählichen Übergängen sich ankündigte. Mit dem Frieden, der wirklich nach langen Verhandlungen 1648 geschlossen worden war, wollte der wirkliche Friedenszustand nicht zurückkehren. Die Schweden und ihre Verbündeten, die mit ihren Truppen den deutschen Boden überschwemmt hatten, fanden es so bequem, ihre Heere auf fremde Kosten ernähren zu lassen und in den ausgesogenen Ländern hohe Kontributionen zu heben. Erst durch das sogenannte Friedens-Exekutions-Hauptreiß, 16—26. Juni 1650 zwischen Kaiser und der Krone Schwedens mit Zutun sämtlicher Kurfürsten und Reichsstände zu Nürnberg abgeschlossen, trat er ein.

Vermöge dieses Rezesses und vorhergegangener blieben dem Kaiser zu einer stehenden Kriegsmacht von 354 Compagnien nur 63 übrig, die sich auf neun Regimenter verteilten. Wenn man auch in Ungarn vorläufig noch nicht dazu gelangte, dem Beispiel des engverbündeten nachbarlichen Österreichs zu folgen, so fanden doch unwillkürlich gewisse Annäherungen an jene stabileren Heeresformen statt. Schon während der Tragödie des dreißigjährigen Krieges hatten kampfgewohnte Männer Ungarns dem be-

drängten Österreich ihre Arme geliehen. In vielen Schlachten hatten ungarische Streiter an der Seite der Österreicher gefochten. Sie hatten sich mutig herbeigedrängt, um die Lücken auszufüllen, welche der reißend schnelle Wechsel und Umsatz des Menschenmaterials in die kaiserlichen Heere gebracht hatte. »Nun wurde der Beistand, den österreichische Kampfgenossen den ungarischen Freunden gegen die Osmanen geleistet hatten, erwidert, und die nun schon auf beiden Seiten festgewurzelte Überzeugung der Pflicht und Notwendigkeit wechselseitiger Hilfe gelangte abermals zum tatkräftigen Ausdruck«. Das Volks- und Staatstum Ungarns war mit dessen Kriegsverfassung von altersher so tief verwachsen gewesen, daß man auch in späterer Zeit, als mittlerweile die Bedingungen und Grundlagen der letzteren vielfach gewechselt hatten, noch immer die älteren Namen und wohl auch die hergebrachten äußeren Formen unwillkürlich fortzuhalten trachtete, aber eben diese Rücksicht auf die Form mußte in mancher Beziehung selbst auf ein tapferes Volk, auf das »Volk des Mars«, wie Franz Rákóczi in einem seiner Manifeste (1703) die Ungarn nannte, mehr oder weniger hemmend wirken.

Noch 1659 wurde der alte Brauch, daß diejenigen Heere, die, wenn sie auch nur fünfzig Husaren im Solde hatten, ihre eigenen Paniere führten, mittelbar bestätigt. Tatsächlich gerieten die alten Heeresformen mehr oder weniger aus ihrem Zusammenhang. Seit der zweiten Schlacht von Mohács (1687) bis zum Ende des 17. Jahrhunderts waren die Überreste der konstitutionellen Wehrmacht Ungarns nicht über die Grenzen des Landes gezogen worden. Weil nun aber der Kern des Heeres in geworbenen Truppen bestand, erhielt die Werbung einen festeren und bindenderen Charakter. Die Regimenter wurden jetzt auch in Ungarn nicht mehr nach jedem Feldzug aufgelöst, sondern es wurde wenigstens ein starker Rahmen von ihnen beibehalten. Sie wurden auch hier bereits nach ihren Werbem oder Inhabern benannt und schon 1664 treten »Graf Serényi-Husaren« und die des Grafen Batthyányi, sowie Graf Serényis, Graf Esterházy's und Nádasdy's Haiducken auf. Dabei hingen aber diese Regimenter nicht mehr so ausschließlich mit ihren Werbeherren zusammen, sondern gingen nach dem Tod oder Rücktritt dieses unzerteilt an neue Inhaber über. So erhielt der heldenmütige Johann Pálffy 1698 das ein Jahr früher errichtete Regiment seines Schwiegervaters Adam Czobor, das erste nach dem neuen, bleibenden Fuß.

Ferner wurde nunmehr für Ungarn ein eigenes, von der Komitats-einteilung unabhängiges Kantonierungssystem entworfen, dessen einzelne Teile von den Landstrichen, nach denen sie gerichtet und von denen sie gewissermaßen abgegrenzt waren, ihre Benennungen erhielten. Es waren vier verschiedene Klassen oder sog. Grenzen, in die Ungarn nach dieser Einteilung militärisch zerfiel: nämlich die »Raabische«, die »Bergstädtische oder Leopoldische«, die »böhmische« (eigentlich mährische) Grenze und endlich das Gebiet von Oberungarn. Innerhalb der erstgenannten drei Grenzgebiete sollten sich zur Verteidigung gewöhnlich befinden: 4239 Husaren, 4017 Haiducken, 2100 Mann deutschen Kriegsvolks, 156 Artillerie-Personen und 110 »außerordinäre« Personen, zusammen 10,622 Köpfe. Zur Regelung des Kriegsdienstes und zur Herstellung einer festeren Disziplin wurde der Kriegsartikel vom Jahre 1598 in die Landessprache übersetzt und kundgemacht.

BENJAMIN KÁLLAY UND DIE ENTWICKLUNG BOSNIENS UND DER HERZEGOWINA

VON * * *

Eines der eigenartigsten Gesetze des ungarischen Corpus Juris der Zeit vor dem Weltkrieg ist wohl der G. A. VIII : 1897, durch den der Berliner Vertrag inartikulierte wurde. »Im Namen des allmächtigen Gottes« — wollte er — »im Sinne einer europäischen Idee das gegenseitige Verständnis der Nationen anbahnen.« Welch' feierliche Einleitung! Dann wird der Vertrag den tausendjährigen Gesetzen mit einem Hinweis auf einen europäischen Gedanken einverleibt. Dies alles zeugt dafür, daß diesem Vertrag die ganze damalige gebildete Welt die größte Bedeutung beimaß. Für Ungarn aber hatte der §. 25 des Gesetzes besondere Bedeutung, denn dieser bestimmte, daß Bosnien und die Herzegowina von Österreich-Ungarn besetzt und der österreich-ungarischen Regierung unterstellt wurden.

Wer erinnert sich heute noch der Unterschriften, die unter der des damaligen gemeinsamen österreichisch-ungarischen Ministers des Äußeren, Gyula Andrassy zu lesen sind? Und doch stehen dort weltberühmte Namen, wie Bismarck, Beaconsfield, Salisbury und Gontscharoff. Noch weniger weiß man aber, wer die Vorarbeiten und die Ausführung des Vertrages bewerkstelligte: die rechte Hand Gyula Andrassys, ein junger ungarischer Politiker, Benjamin Kállay, der spätere Gouverneur Bosniens und der Herzegowina.

Benjamin Kállay, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des ungarischen öffentlichen Lebens, führt seine Ahnenreihe bis zu den Landnehmern zurück, doch ist seine Familie über die Plantagenets und Aragonier auch mit europäischen Herrscherhäusern verwandt.

Er war der erste ungarische Politiker seiner Zeit, der seine Aufmerksamkeit zielbewußt dem Balkan zuwandte. Während andere hervorragende ungarische Politiker — ein Eszterházy, ein Szapáry, ein Pálffy — dank ihrer Sprachkenntnisse und ihres Vermögens die Monarchie im Westen, in Paris, oder London oder auch in St. Petersburg vertreten konnten, studierte Kállay in seiner Jugend Russisch, Serbisch, Türkisch, Neugriechisch und interessierte sich für den Balkan. Die politische Laufbahn war in seiner Familie Tradition, waren doch seine Ahnen Jahrhunderte hindurch Träger verschiedener Ämter. Seine Mutter aber stammte aus einer ungarisch-dalmatinischen Familie. Dalmatien aber hing — seit den Árpáden-Königen zu Ungarn gehörig — stets an Ungarn. Ladislaus der Große und Matthias Corvinus sind Helden auch der Dalmaten, Ragusa aber hat nach den napoleonischen Kriegen auf dem Wiener Kongreß ausdrücklich verlangt, unter das Hoheitsrecht des ungarischen Königs, nicht des Herrschers von Österreich gestellt zu werden. Und wie erstaunt war

selbst Kállay, als nach der Besetzung Bosniens die türkischen Bega — ursprünglich bosnisch-dalmatinische Großgrundbesitzer, die, um ihren Einfluß und ihren Grundbesitz zu retten, Mohamedaner wurden, — ihre ungarischen Adelsbriefe, die sie als Kleinod verwahrten, anerkannt haben wollten.

Andrássys Scharfblick erkannte die markante Persönlichkeit des begabten, jungen Kállay und trug dem kaum 29 jährigen den Konsulatsposten in Belgrad an.

Es war kein leichter Posten. Belgrads Festung war noch von einer türkischen Wache besetzt. Rußland, Deutschland und die Monarchie warben um die Gunst seiner slawischen Bevölkerung. Intriguen, Verschwörungen waren an der Tagesordnung. Das Herrscherhaus Obrenovics wußte Kállays selbstlosen, vornehmen, verlässlichen Charakter zu schätzen. Er wurde dessen Vertrauter, ja Freund. Kállay war im Park von Topesider einige Schritte von dem Ort, wo der so begabte Herrscher Mihail ermordet wurde, und mußte miterleben, wie man die Thronbesteigung des jungen, 14 jährigen Milan verhindern wollte. Auch diesem stand er als Freund und Ratgeber bei. So gewann er in die balkanischen Verhältnisse tiefe Einblicke, die er noch zu erweitern suchte, indem er West- und Ostserbien, Bulgarien und Bosnien bereiste. Er lernte Land und Leute kennen und erwarb Fachkenntnisse, die ihm später in den Delegationen und auf den internationalen Kongressen jene Sicherheit gaben, daß er als Fachmann ersten Ranges auftreten konnte. Er bildete sich auch wissenschaftlich weiter, unternahm in balkanischen Archiven Quellenforschungen, und schrieb die Geschichte Serbiens, die auch in deutscher Sprache erschienen ist. Nach dem Tode des jungen serbischen Herrschers verlangte er jedoch seine Abberufung und trat schon im nächsten Jahr als Abgeordneter auf.

Auch im Abgeordnetenhaus blieb er eine selbständige, ausgeprägte Persönlichkeit. Die Probleme der ungarischen Berufung beschäftigten ihn. Seine Antrittsrede in der Akademie behandelt die Sendung Ungarns, das »an der Scheide zwischen West und Ost« zu stehen hat. Die ungarische Öffentlichkeit aber interessierte nur der Kampf der beiden großen Parteien: der Regierungs- und der Unabhängigkeitspartei. Auch hierin war die Stellungnahme Kállays bezeichnend für seine Unabhängigkeit: er wurde Anhänger des konservativen Sennyey und nicht Andrássys, der ihn doch entdeckt, seine Zukunft angebahnt hat, und — obwohl Kállay außer Dienst stand, — über ihn zu verfügen hatte. Übrigens wußte man in Ungarn nur soviel von ihm, daß man es ihm zu verdanken hatte, wenn der russische Einfluß auf dem Balkan geringer wurde und nannte ihn den »Muzsi« (Russe), weil er russisch konnte. Auch wurde er, dank seiner Balkankenntnisse, obwohl er nicht zur Regierungspartei gehörte, als Vertreter der Monarchie zu den Verhandlungen über den ostrumelischen Vertrag entsandt.

Als Andrássy im Jahre 1879 als Minister des Äußeren abdankte, ließ er Kállay, vorläufig als Leiter einer Sektion des Ministeriums, gleichsam cum jure successionis, folgen. So arbeitete Kállay in den Jahren 1879—1882 in Wien, im Mittelpunkt der Weltpolitik. Auch hier arbeitete er sich gut ein, beschäftigte er sich doch mit der Politik bereits theoretisch, indem er als erster Stuart Mills Werk über die Freiheit ins Ungarische

übersetzte und vielleicht eben darum wußte, daß die Politik die »Wissenschaft der Notwendigkeiten« ist. Sowohl seine Bildung, als auch seine Sprachkenntnisse, um von seinen praktischen Fachkenntnissen und seinem Scharfblick gar nicht zu reden, hätten ihn zum würdigen Nachfolger Andrássys bestimmt. Der russische Zar jedoch legte Veto ein. So wurde er gemeinsamer Finanzminister und erwirkte, daß die Angelegenheiten Bosniens und der Herzegowina (Angelegenheiten des Äußeren, Kriegswesen und Finanzen) aus dem gemeinsamen Ministerium gestrichen und unter seine besondere Obhut gestellt wurden.

In dieser Zeit spielten sich bedeutsame europäische Ereignisse ab. Der Berliner Vertrag brachte die Monarchie Deutschland näher; Bismarck wußte nur zu gut, daß er es Andrassy zu verdanken hatte, wenn die Monarchie im deutsch-französischen Kriege neutral blieb. (Der erste Vertrag zwischen der Monarchie und Deutschland wurde 1879 abgeschlossen, Kállay assistierte dabei.) Im Jahre 1881 marschierten die Franzosen in Tunis ein. Tunis aber wollten die Italiener haben! Das verbitterte Italien wandte sich an Deutschland, und Bismarck wiederholte, was er 1873 Crispi sagte: »Nimmt sich Österreich Bosnien, möge sich Italien Albanien holen, aber der Weg zu uns führt durch Andrassy!« Trotz der italienischen Irredenta besuchte König Umberto I. mit seiner Gemahlin Franz Josef. Das »Triplice« wurde unterfertigt: sollten Franzosen deutsches oder italienisches Gebiet angreifen, so entsteht ein casus foederis, doch richtet sich dieses Bündnis nicht gegen England. Die Verhandlungen leitete, in Abwesenheit des kränkenden Baron Haymerle — der stellvertretende Minister des Äußeren Kállay.

Kállay wäre sicher gerne ungarischer Politiker geblieben und hätte vielleicht ein besseres Einvernehmen mit der slawischen Bevölkerung gefunden. Indessen folgte er dem Ruf seines Königs und Andrássys, mußte er doch wissen, daß von der Sicherheit der Monarchie auch die seiner Heimat abhing.

Große Aufgaben harrten seiner. Der König sagte am 16. Dezember 1897 in der Thronrede bei den Delegationen — gewiß auf seine Anregung: »Ich halte es für die vornehmste Pflicht meiner Regierung Bosnien und die Herzegowina, die unter den Lasten Jahrhunderte langer Versäumnisse und Verwirrungen zu leiden haben, der Wohltaten der Ruhe, der Ordnung und der Bildung teilhaftig werden zu lassen. Die Ordnung der Verwaltung, die Sicherheit der Rechtspflege werden die wirtschaftlichen Quellen dieser Länder in gesteigertem Maße erschließen.«

Kállay sollte dieses Programm während der zwei Jahrzehnte seines Gouvernements zur Durchführung bringen; er schuf aus der früheren, primitiven, mittelalterlichen Verwaltung eine europäische.

Er führte statt der militärischen Verwaltung unter der Leitung eines bürgerlichen Adlats für beide Länder eine bürgerliche ein, rief einen Landesrat für Innenpolitik, Justizwesen und Finanzen ins Leben, und teilte die zwei Länder insgesamt in 6 Komitate, 47 Bezirke und 23 Verwaltungsvertretungen ein. Bosnien trat dem gemeinsamen Zollgebiet bei. Das bezügliche Verwaltungsgesetz, — der ungarische G. A. VI. vom Jahre 1880 — betont, daß dies nur ein *Provisorium* mit verwaltungsrechtlicher Verantwortung sei. Die Kosten der Verwaltung waren durch

die Einkünfte der Länder selbst zu bestreiten. Jede Änderung mußte von beiden Ländern der Monarchie genehmigt werden. Ein Bündnis wurde mit dem orthodoxen Patriarchen von Istanbul abgeschlossen. Die Kapitulationen wurden eingestellt. Dies alles in der Zeit, als Kállay Finanzminister war.

Der Gouverneur Kállay ließ im Jahre 1883 das ungarische Handels-, Wechsel- und Konkursgesetz, die österreichische bürgerliche Prozeßordnung, die Gesetze für Kataster und Pfandrecht, 1884 die neuen Forst-, Steuer-, Militärgesetze in Kraft treten.

Die schwierigste Frage aber war die bosnische Agrarfrage. Die Bevölkerung war überwiegend agrarisch. Die Großgrundbesitzer, die Bega, die den Grundbesitz nicht als Eigentum, sondern vom Sultan nur zum Gebrauch erhielten, verpachteten diesen an Kleinbauern, die in der Türkenzeit fast wie Sklaven lebten und ein Drittel der Ernte dem Beg, ein Zehntel dem Staat abgeben mußten. Diese Naturalienabgaben ließ Kállay durch Bezahlung der Pacht und der Steuern in Geld ablösen, wodurch mancher Willkür der Beamten ein Riegel vorgeschoben wurde. Dabei trachtete er die einheimischen Beamten in ihren Stellen zu belassen, mußte sie jedoch wegen der großen Korruption durch solche aus der Monarchie kontrollieren lassen.

Auch für das Verkehrswesen trug Kállay Sorge. Er ließ die Pläne für die Strecke Brod—Novibazar—Saloniki entwerfen und die Strecke Novibazar—Banjaluka bauen, die über Mostar zu der Adria führte. Gemeindeschulen und Landwirtschaftsschulen entstanden unter seiner Regierung, auch das erste Museum in Sarajevo hat ihn zum Gründer. Um die Quellen in Ilidsche zauberte er einen europäischen Badeort, wo er mit seiner Frau selbst die Sommermonate verbrachte. So wurde Ilidsche zum geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt des Landes. Er schuf kunstgewerbliche Werkstätten, um die beiden Hausgewerbebezüge, die Filigranarbeit und das Kunstgewerbe in Leder zu fördern. Die Weltausstellungen in Paris und Bruxelles beschickte er mit bosnischen Kleingewerbeartikeln, in der Ausstellung des Millenniums in Ungarn ließ er ein bosnisches Dorf einrichten, das von Allerwelt bewundert wurde. Er lud Bericht-erstatte große, ausländische Blätter und internationale Kongresse nach Sarajevo ein. Die Naturschönheiten Bosniens wurden entdeckt, der Fremdenverkehr wuchs in einem Jahrzehnt aufs hundertfache.

Besonders schwierig war die Frage der Autonomie der Verwaltung. Zur Zeit der Okkupation zählten die beiden Länder etwa 440.000 Muselmanen, 487.000 orthodoxe Slawen, 208.000 Katholiken, insgesamt 1,142.000 Seelen. Im Jahre 1899 erschien das Werk Milan Spalajkovichs — des späteren Gesandten Jugoslawiens in Paris — über Bosnien und die Herzegovina, aus dem hervorgeht, daß sich während der 20 Jahre der Okkupation das Verhältnis der Bekenntnisse der auf 1½ Millionen angewachsenen Bevölkerung wesentlich, u. zw. zum Nachteil der Orthodoxen verschoben hat.

Muselmanen und Katholiken waren dem neuen Regime freundschaftlich gesinnt; jene, weil Kállay ein günstiges Abkommen über den Sandschak von Novibazar mit dem Sultan traf und sie in ihrem Besitz und in ihren Rechten bestätigte, diese, weil sie von jeher Sympathien für die Monarchie

empfangen und von den Osmanen am meisten zu leiden hatten. Nur die etwa ein Drittel der Bevölkerung betragenden Orthodoxen träumten von dem alten bosnischen Königreich oder wollten sich wenigstens einem andern Balkanstaat anschließen. Eine Autonomie hätte zu endlosen Zwistigkeiten zwischen der fast gleichzahligen muselmanischen und orthodoxen Bevölkerung geführt. Überdies waren die Muselmanen wirtschaftlich zweifellos die stärkeren, was — da die Mehrzahl der Balkanländer osmanenfeindlich gesinnt war — zu neuen Konflikten Anlaß gegeben hätte. Es war für einen ausländischen Politiker fast unverständlich, daß zwischen Volksgruppen, die dieselbe Sprache sprechen, solche Gegensätze bestehen können! Ist doch nach westeuropäischer Auffassung die Sprache der Ausdruck der nationalen Zugehörigkeit. (Siehe die Friedensschlüsse nach dem Weltkrieg.) Hier stand es anders; die Religion trennte hier Eroberer und Eroberte. Sie war es, die während der Osmanenherrschaft das nationale Gefühl in der Bevölkerung wachhielt. Bezeichnend für die bosnischen Verhältnisse ist, daß sich die Herrschaft der Osmanen so auswirkte, daß z. B. ein Ahne des späteren österreichischen Generals Philipovich — der zur Zeit der Okkupation den Aufstand im Jahre 1878 niederwarf — sich nach Ragusa flüchtete und dort Begründer einer blühenden Dynastie wurde, einer seiner Brüder aber nach Anatolien verschleppt, ein anderer, wieder zum Islam bekehrt, zu einem wohlhabenden travnischen Pascha wurde, so daß es zur Zeit der Okkupation in Bosnien auch einen sehr reichen Aga Philipovics Moharren in Bosnien gab, der Führer der türkischen Partei war! Kein Wunder, daß die Orthodoxen nach der Befreiung von der Fremdherrschaft auf eine Reform zugunsten der leibeigenen Orthodoxen und Katholiken, ähnlich wie sie 1848 in Ungarn erfolgt war, hofften. Dazu aber konnte es nicht kommen, denn nach dem Berliner Vertrag war die Okkupation nur *provisorisch* und nach dem Vertrag mit dem Sultan mußte die muselmanische Bevölkerung in ihrem Besitz unbeschadet erhalten bleiben. So bestand die Spaltung der slawischen Bevölkerung in drei Parteien auch weiterhin. Kállay tat, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war: er trachtete die Landwirtschaft zu heben, ließ Merinoschafe, Schweizer Kühe kommen, Pferderennen und Ausstellungen veranstalten. Als dann im Jahre 1908 die Monarchie endgültig in den Besitz Bosniens gelangte, war es bis zum Ausbruch des Weltkrieges nicht mehr möglich, eine Reform durchzuführen, um so weniger, als die Lage noch durch die uralte Dorfgemeinschaft (*zadruga*) verwickelt wurde. Überdies lebte damals Kállay, der beste Kenner dieser Fragen, auch nicht mehr.

Was er getan hat, war dennoch nicht gering. Eine Sisyphusarbeit: ein Land aus dem Mittelalter in die Neuzeit zu heben! Und der Dank? Der, den alle Männer, die zwischen Gegensätze gestellt sind, ernten: Unverständnis. Seine Heimat konnte ihn nicht verstehen, weil sie ihn nicht kannte. Das bosnische Volkskonglomerat aber sah in ihm nicht den Boten der einstigen ungarischen Könige, sondern den Vertreter des deutschen »Dranges nach dem Osten«. In Ungarn hat seine Tätigkeit kaum eine Stimme gewürdigt. Außer den durch männliche Zurückhaltung gedämpften warmen Worten seines Mitarbeiters Ludwig Thallóczy in der Akademie sind seit den 40 Jahren seines Todes nur zwei Würdigungen

seiner Wirksamkeit erschienen, von Ladislaus Tóth und Alexander Kuthy. Um so mehr hat sich das Ausland mit ihm beschäftigt. Deutsche, Franzosen, Engländer schrieben über ihn und Bosnien, für und gegen ihn ganze Bände.

Er war einer, der nicht erobern, nicht unterjochen, sondern emporheben und lieben wollte. Die ausländischen Publizisten sahen ihn natürlich von ihrem eigenen Standpunkt aus verzerrt (Marbeau, Spalajkovich), die Engländer erkannten aber trotz aller kühlen Objektivität seine Erfolge an. Daher erhielt auch Kállay nach der Befreiung Kretas von der Türkenherrschaft von der englischen Regierung den Antrag, Gouverneur von Kreta zu werden. Und Roosevelt wollte ihn nach dem spanisch-amerikanischen Krieg als Gouverneur der Philippinen haben. Kállay nahm keinen der Anträge an. Es kümmerte ihn auch wenig, daß er weltberühmt wurde; verschlossen, wie er war, lebte er, streng gegen sich selbst, wie Stefan Tisza, seiner Pflicht und Arbeit. Der Tod ereilte ihn im Jahre 1903 an seinem Arbeitstisch. Äußerlichkeiten, wie Titel, Auszeichnungen bedeuteten für ihn nichts. Auch er hätte mit dem Prinzen von Rohan sagen können:

Roi ne puis

Prince ne daigne

Rohan je suis.

Der ungarische Ministerpräsident Nikolaus von Kállay, der Neffe Benjamins, hat das tausendjährige Archiv der Familie Kállay mit einem Exemplar der ungarischen Magna Charta der Nation vermacht. Auch das wertvolle Archiv Benjamin Kállays ist im Besitze des Staates, und Dr. Dionys Jánossy, Generaldirektor des Staatsarchivs, wurde mit dessen Herausgabe und der Abfassung einer Biographie Kállays betraut. So wird ihm ein würdiges Denkmal gesetzt werden. In Bosnien, in der Vorhalle des Museums in Sarajevo, das er begründet hat, gibt es nur eine kleine Plakette, die an ihn erinnert.

Wir hoffen, daß es auch einen verständnisvollen slawischen Geschichtsschreiber geben wird, der die Sachen so sieht, wie sie wirklich waren, daß nämlich Ungarn niemals etwas gegen südslawische Bestrebungen hatte, wohl aber aus dem wohlverstandenen Interesse seines tausendjährigen Reiches gegen den russischen Einfluß auf sie. Die Bemühungen Benjamin Kállays können beiderseits als vorbildlich gelten. Es ist eine Sünde, Unfrieden stiften zu wollen zwischen zwei unabhängigen Nationen, anstatt die Mittel zu finden, wie das tausendjährige Ungarn mit seinen Nachbarn, dem schon seit fast tausend Jahren selbständig seine Könige wählenden Kroatien und Bosnien, in Frieden und Eintracht leben könnte.

DIE UNGARISCHE ESSAYLITERATUR DER GEGENWART

VON STEFAN FABIÁN

Ein Ziel der zwei Jahrzehnte zwischen den beiden Weltkriegen war der Kampf um den klaren Ausdruck. Auch das eigentliche, höhere Ziel der Sprachreinigung ist über die klare Sprache hinaus der klare Gedanke. Gyula Illyés, der die sprachlichen Studien Desider Kosztolányis gesammelt herausgab, erwähnt in der Einleitung, daß er einmal folgendes Gespräch mit Kosztolányi führte:

»Von wem hast du ungarisch gelernt?« — fragte ihn, seine Erörterungen mit einer plötzlichen Wendung unterbrechend, Kosztolányi.

»Ich glaube, von Jules Renard« — antwortete Illyés lächelnd und fügt in der Einleitung hinzu: »Er hat mich sofort verstanden: wir sprachen eben von der Klarheit, der genauen Schlichtheit, dem höchsten Ehrgeiz jedes bedeutenderen Künstlers und Volkes.«

Es war fast so, daß sie ihre Gedanken garnicht aussprechen mußten, so gut verstanden sich die beiden, obwohl das Gespräch von hervorragenden Vertretern zweier Generationen geführt wurde. Indessen verwischte den Altersunterschied der Umstand, daß beide die Klarheit schätzten, die Vernunft, von der die dunklen Instinkte beherrscht werden. Als Michael Babits über den Sieg des Rationalismus schrieb, dachte auch er an die Vernunft: »Der Rationalismus wird einen gesegneten Sieg davontragen, der die Werte der besiegten Weltanschauung nicht vernichtet, wie ein barbarischer Feldherr, sondern sie aneignet, fördert und sich mit ihnen bereichert, wie sich Rom mit den Schätzen des eroberten Graecia bereichert hat.«

In den Gedichten von Michael Babits, Desider Kosztolányi, Alexander Reményik, in der Dichtung von Lorenz Szabó, die einer seiner Kritiker die »Lyrik des leidvollen Denkens« genannt hatte, finden wir das Lob der Vernunft, des klaren Gedankens, mit anderen Worten, des Maßhaltens, des Gleichgewichts und des Klassizismus. Die eigentliche Heimstätte des klaren Gedankens ist indessen die wunderbar aufblühende Studienliteratur. Die Wissenschaftler wurden durch die sog. geistesgeschichtliche Richtung von den Fesseln der fachgemäßen Starrheit befreit, die Schriftsteller durch die Achtung der Vernunft zu den Studien hingezogen. Man spricht von einer »essayschreibenden« Generation. In der Tat sind die um 1900 geborenen Dichter in den meisten Fällen nicht mit der traditionellen Lyrik, sondern mit Studien vor die Öffentlichkeit getreten. Bezeichnend für die Anziehungskraft dieser Richtung ist, daß für das große Publikum eine Zeitschrift, »Magyar Szemle«, gegründet wurde und bedeutsamen Anklang fand, obwohl sie bei völligem Ausschluß der schönen Literatur nur Studien veröffentlicht.

Die Vorliebe für Studien hat in der ungarischen Literatur zwar keine reiche, aber doch feste Überlieferung. Die Prosaschriften von Nikolaus Zrinyi, Georg Bessenyei, Josef Kármán und Franz Kölcsey können als Vorformen des Essays betrachtet werden, der aber in Wirklichkeit erst zur Zeit der nationalen Klassik aufblühte. Die Namen von Siegmund Kemény, Josef Eötvös, Johann Arany, Anton Csengery, Paul Gyulai, Franz Pulszky, Karl Szász, Franz Salamon, Ladislaus Szalay, August Greguss und August Trefort weisen auf den Reichtum und hohen Stand der Essayliteratur. Auch diese Blüte bezeugt, daß der Essay und der klassische Geschmack eng zusammenhängen. Der Schüler dieser Klassiker, Eugen Péterfy, ist der hervorragendste Meister des ungarischen Essays. Einer der vorzüglichsten Vertreter der heutigen ungarischen Essayisten-Generation, Desider Kerecsényi, schrieb, als er die Vorgänger suchte: »Péterfy hat die klassischen Überlieferungen des ungarischen Essays gerettet, zugleich aber auch vorwärts gewiesen. Seine Winke wurden von den wenigen verstanden, die bestrebt waren, dem Essay durch die Stellung neuer Aufgaben zu neuem Leben zu verhelfen. Die Aufgabe wäre gewesen, daß sich der Essay nach zwei Seiten einigend auswirke um einerseits eine fruchtbare Begegnung zwischen Wissenschaft und Leben (d. h. Literatur) herbeizuführen, andererseits als kluger und besonnener Mittler zwischen den widerstreitenden Parteien des durch die literarische Revolution geteilten öffentlichen Geschmacks zu stehen. Einer der Gründer und der erste Sekretär der zur Zeit Péterfys gegründeten Ungarischen Literaturgeschichtlichen Gesellschaft bezeichnete die Pflege des Essays als eine der wichtigen Aufgaben der Gesellschaft und ihrer Zeitschrift »Irodalomtörténet«. Dieser Sekretär war Johann Horváth und zu den Mitgliedern der Gesellschaft gehörten mit Michael Babits auch die Dichter und Kritiker der »Nyugat«-Generation. Die beiden Namen waren von nun an mit der neueren Geschichte des ungarischen Essays untrennbar verbunden. Der erste Essay von Babits erschien im Jahre 1905. »Die im Verfall begriffene Kunstgattung wurde hier durch einen Dichter seiner Persönlichkeit angeglichen, durch einen Dichter, für den alles, was Geistigkeit betrifft, zu den innersten Fragen seiner Seele gehörte. Der Problem-Essay, der der Wahrheit eher durch die Rythmik der Gedanken und dadurch dient, daß er die behandelte Frage auch weiter in Schwebel hält, als durch beruhigende und allgemeinverständliche Lösungen, ist in der ungarischen Literatur die eigenste Schöpfung von Michael Babits.«

Desider Kerecsényi weist mit diesen Worten auf eine besondere Art des Essays, das sog. Problem-Essay hin. Eigentlich aber bilden sich so vielerlei Arten aus, als es Schriftsteller gibt. Von der klassischen Studie, die Johann Horváth dahin bestimmt, daß sie das Forschungsmaterial durchwegs von einem einzigen Gesichtspunkt aus untersucht, bis zu den persönlichen, ja selbst lyrischen Versuchen, bietet sich dem Leser von heute ein reiches, farbenfrohes Bild.

Ladislaus Németh ließ unter dem Titel »Tanu« eine Zeitschrift erscheinen, die er selbst leitete, schrieb und herausgab. Sein Geleitwort bot nicht nur eine beachtenswerte Bestimmung der Kunstgattung der Studie, sondern erschloß auch die regsame, alle Einwirkungen des Lebens durch Literatur, meist durch Studien beantwortende, gefühlsdurch-

tränkte, ruhelose Persönlichkeit des Schriftstellers. »Anregung zur Herausgabe meiner Zeitschrift gibt die eigentliche Muse der Zeit: die beklemmende Unkenntnis. Wir sind Schiffbrüchige, die auf die Sterne blicken und die Küste in dem Glauben suchen, daß es eine solche gibt und uns die Sterne führen. Ich will nicht lehren. Den Essay betrachte ich als die Kunstform des öffentlichen Lernens: eine Seele sucht Himmelsrichtungen und hilft solche finden; meine Tätigkeit ist eine Einladung zu einer Beratung, die ich mit mir selbst führe.«

Ladislaus Németh blieb diesem Programm auch getreu. Seine Studien sind keine ausgereiften Werke, nicht Früchte längerer Vertiefung, sondern Eindrücke, die im Fieber frisch gewonnener Erkenntnis festgehalten wurden. Er lernt englisch, indem er über englische Schriftsteller schreibt, und als er sich mit den Griechen befaßt, entstehen der Reihe nach seine Studien über griechische Literatur. Er denkt schreibend, d. h. betrachtet seine Gedanken nur dann als abgeschlossen, wenn er sie auch niederschreibt. Daher seine beispiellose Fruchtbarkeit (in diesen Tagen gibt er seine Studien in zehn Bänden heraus), daher seine durch die Kraft der Audrichtigkeit wirkende Frische, daher — leider — auch seine Unzuverlässigkeit. Selbst der klügste Mensch irrt, ist aber bestrebt, seine Übertreibungen und Mißgriffe durch Selbstkritik aus seinen Werken zu entfernen. Ladislaus Németh dagegen schreibt alle seine Einfälle nieder, seine Studien sind daher sprühende Feuerwerke, fesselnde und anziehende Lesestoffe, seine Feststellungen aber keine abgeschlossenen Ergebnisse. Er entwickelt und verwandelt sich stets, braucht sich daher seiner Widersprüche nicht zu schämen, da er wiederholt Zeugnis davon gab, daß er die Kraft des unabhängigen Geistes über jeden Nützlichkeitsgesichtspunkt stellt; indessen dürfen wir in seinen Feststellungen nicht die Wahrheit, sondern eben nur das suchen, was er bieten will, das Ringen eines bewundernswert gebildeten, schaffenslustigen Menschen auf dem Weg zur Wahrheit.

Der andere bedeutende Vertreter der »Essayisten-Generation« ist Ladislaus Cs. Szabó. Obwohl verhältnismäßig jung, hat er doch bereits eine Schule gegründet. Seine Eigenart, der aphoristisch pointierte Vortrag, das Anreden des Lesers, seine unerwarteten und geistvollen Vergleiche werden oft nachgeahmt. Zum Glück bewahrt ihn sein lebendiger Geist vor der gewohnten Gefahr; es ist kaum anzunehmen, daß er zum Epigonen seiner eigenen Erfolge wird. Keiner von den ungarischen Schriftstellern fühlt und bringt die Ruhelosigkeit der Zeit in dem Maße zum Ausdruck, wie er. Die sich verwandelnden Gedanken und Ideen jagen auch durch die Werke der anderen Schriftsteller, wie vom Winde getriebene Frühlingwolken, ihre Haltung ist immerhin ruhig. Ladislaus Cs. Szabó ist der einzige, dessen Gedankenzüge und selbst die äußere Form seiner Werke durch unsere rauhe Zeit unruhig, wetterleuchtend werden. Die Folge seiner Gedanken und Sätze bringt immer wieder Überraschungen. Abstrakte Erörterungen werden durch eine persönliche Erinnerung abgeschlossen, kulturgeschichtliche Ideen in der Form von Gesprächen mit einem Standbild mitgeteilt, Gedanken durch einen absichtlich roh abgefaßten Satz erlebnisartig gestaltet.

Er steht Europa gegenüber, lehnt es aber nicht ab, sondern erobert es. Er übernimmt eine Riesenlast, indem er die neuesten europäischen Gedanken einbürgert, sibt, beurteilt, sich für einen Teil begeistert, von einer anderen Abfärbung desselben Gedankens aber befremdet wird. Er nahm die Arbeit einer ganzen Generation auf sich. Wovon wird er getrieben, was zwingt ihn? Das Verlangen nach Kultur, der europäische Anspruch allein sind keine hinreichenden Ursachen. In einer seiner Studien schreibt er über seine Jugend: »Von meinen siebenbürgischen Freunden trennte ich mich zum guten Teil, und so trennte ich mich auch vom dortigen Leben: seinen großen Pflichten und kleinen Freuden. Die Seele verlor ihre Gewichte, und flatterte verirrt im Schmerz umher... Mit lauter Stimme las ich die Apokalypse Johannis im öden Haus, und wünschte der Welt die Pest. Niemals sprach ich bisher über diese Gefühle, heute klirren ihre Ketten bereits unter einer geordneten Weltanschauung. Indessen lagen sie nicht immer in Fesseln, sondern lenkten mein Leben und erfüllten mich mit machtlosen Rachegeleuten gegen ganz Europa... Ich floh vor den vier Reitern der Apokalypse, ich war ihr heranwachsender Bügelläufer... Es mag wohl sein, daß mich gerade die Erinnerung an die vier biblischen Reiter trieb, als ich später als Mann hastig und fieberhaft ein Inventar Europas aufsetzte. Vor ihnen wollte ich retten, was ich ihnen nach dem Verlust Siebenbürgens als Beute zudachte. Das Grunderlebnis Szabós — wie das der ganzen Generation — ist die Tragödie von Trianon. Sein gedemütigtes Ungar-tum nahm zu Europa Zuflucht, um stets mit frischer Beute heim-zukehren.

Diese neuere, schwungvollere Art der Studie entspringt den Anregungen von Michael Babits und Desider Szabó. Neben Ladislaus Cs. Szabó und Ladislaus Németh wandelt eine beträchtliche Reihe von Schriftstellern auf demselben Weg, die teils ihrer Generation angehören, teils jünger sind. Auch die Lyriker und Romanschriftsteller wenden sich mit Vorliebe der Studie zu, manche von ihnen aber schreiben nur Essays. Das Babits-Gedenkbuch ist eine Art von Anthologie dieses Kreises. Von den Mitarbeitern sind Gabriel Halász, Ladislaus Mátrai, Gabriel Devecseri, Josef Révai, Georg Rónay, Anton Szerb, Gabriel Tolnai, Tibor Joó, Zoltán Szabó, Iwan Boldizsár, Marcell Benedek, Andreas Illés, Ladislaus Kardos, Aurel Kárpáti, Theodor Rédey, Edith Hoffmann, Zoltán Farkas und Oskar Sárkány fast nur Essayisten u. zw. im freieren Sinne der Gattung.

Indessen ist dies nur eine Art der Studie. Desider Kerecsényi erwähnt neben Michael Babits auch den Namen Johann Horváths. Auch dieser baut die Überlieferung Eugen Péterfys weiter, doch ist die von ihm gepflegte Studie mehr auf das ursprüngliche Ziel der Forschung ausgerichtet. Sie enthält weniger persönliche, lyrische Bestände, fast nur so viel, wie sie die Auswahl des Gesichtspunktes erfordert. Neben der klassischen Literaturstudie erneuert Gyula Szekfű die Überlieferung des historischen Essays.

Die zahlreichen Schüler der beiden Meister sammelten sich zunächst um die Zeitschrift »Napkelet«, dann um die Monatschrift »Magyar Szemle«. Dieser schlossen sich auch manche unabhängige Geister der älteren

Generation an, die die edlen Überlieferungen der nationalen Klassik unmittelbar übernommen haben. Die »Magyar Szemle« entnahm oder erzog aus allen Zweigen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens gut schreibende Fachmänner, die den gebildeteren Schichten des Publikums zeitweise über die beachtenswerten Ereignisse und Ergebnisse ihres Faches Auskunft erteilten. Aus den Studien allgemeinen Charakters treten vor allem die schwungvollen Arbeiten von Ladislaus Ravasz hervor, der die Überlieferungen der alten ungarischen Rhetorik mit modernen Farben bereicherte.

Von den Schülern Johann Horváths haben wir zunächst Alexander Eckhardt, den gegenwärtigen Schriftleiter der »Magyar Szemle« zu erwähnen, der die klassische Überlieferung mit der feinen Analyse des französischen Essays, philologischer Gründlichkeit und mutiger Unternehmungslust weiterentwickelte. Er leitet auch die Buchreihe »Magyar írók« (»Ungarische Schriftsteller«), die eine ähnliche Kundgebung der Schüler Johann Horváths ist, wie das Babits-Gedenkbuch die der freieren Essayisten. In dieser Buchreihe ist — mit Ausnahme Aladár Schöpflins und Alexander Síks — vor allem die jüngere Generation vertreten: Johann Barta, Ladislaus Bóka, Albert Gyergyai, Desider Kerecsényi, Desider Keresztúry, Stefan Sítér und Josef Waldapfel. Außerdem gehören zu den Schülern Horváths von den Älteren noch Julius von Farkas, Béla Pukánszky und Béla Zolnai, von den Jüngeren Gyula Bisztray, Gyula Lovass, Gustav Makay, Georg Rónay und Béla Varjas.

Diese Gruppe der Essayisten arbeitete das ganze Material der ungarischen Geschichte und Literaturgeschichte neu auf. Es folgt aus der Natur der Studie, daß sie den Bestand dieser beiden Wissenschaften weniger mit neuem Material bereicherten, als daß sie das bereits bekannte durch den Reichtum ihrer Gesichtspunkte, die Frische ihrer Gedanken und nicht zuletzt durch ihre geistvolle Darstellungsart in vielen Fällen in neuem Licht erglänzen ließen.

Wiederholt tauchte ein Problem auf, dem sich zugleich mehrere zuwandten. Ein solches war die Untersuchung über Kräfte und Aufgaben Rumpfungarns. Außer den erwähnten Essayisten erweckten noch die Studien des Siebenbürgers Alexander Makkai größere Aufmerksamkeit. Fruchtbare Anregungen gab der von Graf Kuno Klebelsberg formulierte Gedanke des Neonationalismus, sowie die Frage der geistigen Elite. Nicht nur Babits lenkte die Aufmerksamkeit auf die Aufgaben des geistigen Menschen, nicht nur Alexander Márai und Cs. Szabó wiesen immer wieder auf die verpflichtenden Ansprüche des Geistes hin, auch Ladislaus Németh gab einem seiner Bücher den Titel: »Die Revolution der Qualität«. Da der Glaube in den wirklich führenden gesellschaftlichen Schichten erschüttert wurde, warfen die Schriftsteller den Gedanken der Schaffung einer neuen Elite auf, um die bessere Qualität aus der allgemeinen Krise zu retten. In diesem Gedanken wurzelt der beachtenswerte Plan Ludwig Zilahys, eine Schule der Vorzüglichen zu errichten. In diesem Gedankenkreis bewegte sich auch das bald eingegangene Unternehmen, Prof. Kerényis »Sziget«. Eine kennzeichnende Erscheinung der Zeit war die Zeitschrift »Apollo«, die allerdings nur in einem engen Kreis bekannt war, aber von Stefan Gál auf hohem Stand

und in geläutertem Geist geleitet wurde. Die einleitende Studie der ersten Nummer von Ladislaus Bóka trug die bezeichnende Überschrift »Auf der Insel Delos«; Béla Halmos behandelte die landschaftlichen Einheiten Zentraleuropas, Tibor Kardos sieben Symposien, Emmerich Waldapfel Vergil, Ladislaus Sziklay die Anfänge des slowakischen Geistes; Tibor Kardos schrieb außerdem über die Beziehungen des Hofes von König Matthias Corvinus zu den Platonisten in Krakau. Die Schriftsteller und ihre Themen zeugen für den Interessenkreis der Zeitschrift, der sich vor allem um die zwei Knotenpunkte Neuhumanismus und Zentraleuropa zieht.

Das für Zentraleuropa erwachte Interesse träumte zum Teil von einer Art romantischen Staatenbundes, der aber von den Nachbarvölkern nicht mit derselben Begeisterung aufgenommen wurde, mit der ihn die ungarischen Publizisten verkündeten. Einen besonneneren Standpunkt nahm die Zeitschrift »Apollo« ein. Sie wandte sich der Geschichte und Kultur der Nachbarvölker zu, da ein solches Interesse das Ungartum durch die Überlegenheit seiner Kultur verpflichtet, enthielt sich jedoch über die Forschung und Darstellung hinaus auf nebelhafte Pläne einzugehen.

Die Gedanken- und Gefühlswelt der Katastrophe Ungarns verallgemeinerte und verdichtete sich zu dem immer öfter verkündeten Urteil, daß die ganze europäische Kultur, die bestehende soziale, politische und wirtschaftliche Ordnung ihrem Ende entgegenschreite. Etwas Neues soll kommen, was aber soll dieses Neue sein? Was soll aus dem Alten herübergerettet werden? Worin gibt sich die Krise kund? Diese Gedanken beschäftigten die zeitgemäßen Denker von Spengler bis Ortega und Huizinga. Zur Erforschung der Krise entstand gleichsam eine neue Wissenschaft: die Kulturphilosophie. Auch die ungarischen Essayisten stehen fast alle im Banne dieser Fragen, die namentlich den Studien von Ladislaus Németh und Ladislaus Cs. Szabó eine eigenartige, düstere Stimmung geben.

In den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg herrschte im ungarischen Geistesleben eine Art Panik, als man erkennen mußte, daß die große europäische Auseinandersetzung auch die Vernichtung oder eine so tiefgehende Umwälzung des Ungartums zur Folge haben kann, die dem Untergang der Nation fast gleichkommt. Erschüttert nahmen die Männer des Geistes die furchtbare Kluft wahr, die sie von den leicht beeinflussbaren Massen trennt, erschüttert erkannten sie die Ahnungslosigkeit des großen Publikums in den Schicksalsfragen.

Wie die Entwicklung der siebenbürgisch-ungarischen Literatur ein ewiges Zeugnis für die lebendige Kraft der ungarischen Kultur ist, so zeugten die besten Vertreter des ungarischen Geisteslebens auch in diesen Jahren von ihrer Eigenständigkeit und dem zähen Festhalten an den nationalen Überlieferungen. Es gereicht dem ungarischen Geistesleben zur Ehre, daß es ohne jede amtliche Aufforderung, ja oft geradezu gegen die irregeführte Öffentlichkeit kämpfend, auf die ewigen ungarischen Ziele, auf die festen Züge der nationalen Wesensart hinwies, von denen das Ungartum nichts aufgeben darf. Die ungarische Selbsterkenntnis wurde zur dringendsten Aufgabe dieser Jahre. Gelehrte, Dich-

ter und Essayisten arbeiteten in dieser Richtung mit gleicher Begeisterung für den Büchermarkt, für Zeitschriften, Zeitungen und Rundfunk. Gyula Szekfű gab unter Mitwirkung von konservativen Mitarbeitern das Sammelwerk »Mi a magyar?« (»Was ist der Ungar?«) heraus, das auch seither das grundlegende Werk der ungarischen Selbsterkenntnis ist; dann folgten der Reihe nach Gyula Illyés, Ladislaus Németh, Tibor Joó, Peter Veres, Ladislaus Cs. Szabó sowie Fachmänner, Dichter und Essayisten mit Werken, die von verschiedenem Wert, aber alle von tiefem nationalen Verantwortungsbewußtsein durchdrungen sind.

Die ungarische Literatur erwies sich ihrer großen Vergangenheit auch in unseren Tagen als würdig. Trotz Spott und Verdächtigung, zuweilen auch Verfolgung stellte sie sich mit erhobener Stirne der Mode entgegen und wandte ihren Blick nie von den ewigen ungarischen Sternen ab.

OSZK
Országos Széchenyi Könyvtár

DEUTSCHE OSTPOLITIK UND UNGARISCHES KÖNIGTUM

VON ENDRE IVÁNKA

Die heutige Weltlage läßt begreiflicherweise alle Zeitalter in den Mittelpunkt des geschichtlichen Interesses auch weiterer Kreise treten, in denen ähnliches schon in der Vergangenheit stattgefunden hat. Zwei Zeitalter sind es vor allem, die die Beachtung auf sich ziehen: die Zeit, da Prinz Eugen nach der Einnahme von Belgrad daran dachte, die Macht-sphäre der Habsburgermonarchie und damit des Reiches bis an das Ägäische Meer auszudehnen, und die Zeit des ersten Vorstoßes gegen den slawischen Osten, die Ostpolitik der Ottonen. Die ersten Schritte zur Einbeziehung Böhmens in den deutschen Reichsverband fallen in diese Zeit, und vor allem ist die staatliche Konstituierung Polens unter der »römischen« Reichsoberhoheit eine Tat des Erneuerers der römischen Reichstraditionen, Ottos III., die mit seiner Förderung der Ostmission Hand in Hand geht.

Es ist nun von ungarischem Standpunkt aus sehr bedeutsam, daß eine Reihe von deutschen Forschern (keineswegs alle) auch die Entstehung des ungarischen Königtums, die Einrichtung der ungarischen christlichen Kirche, die Übersendung der ungarischen Heiligen Krone in den Zusammenhang einer einheitlich konzipierten Ostpolitik Ottos III. stellen wollen und das Verhältnis Ungarns in Parallele mit dem Polens zum Reiche setzen. Von ungarischer Seite hat man von jeher daran festgehalten. — und die neueren Geschichtsforscher tun dies gleichfalls, — in der Heiligen Krone den Ausdruck der Eigenstaatlichkeit Ungarns zu sehen und überhaupt die Entstehung des ungarischen Staates als ein völlig unabhängiges und selbständiges politisches Geschehen zu betrachten. Es könnte nun scheinen — und es ist auch schon die Befürchtung ausgesprochen worden — als ob sich mit der Zeit zwischen der deutschen und der ungarischen geschichtlichen Deutung dieses Vorganges ein unüberbrückbarer Zwiespalt entwickeln wollte. Erfreulicherweise sind diese »Befürchtungen« — wie das jüngst erschienene Buch von Prof. Josef Deér (*»A magyar királyság megalakulása«* — *»Die Entstehung des ungarischen Königtums«*, Budapest, 1943, 96 S.) zeigt — unbegründet. Daß bedauerlicherweise auch von ungarischer Seite in einem vereinzelt Falle die Sache so aufgefaßt wurde, als ob nun die ungarische Wissenschaft im ganzen sich mit der geschlossenen und einstimmigen Meinung der deutschen Wissenschaft auseinandersetzen hätte, das beruhte nur auf einer vorschnellen Verallgemeinerung einiger — auch innerhalb der deutschen Wissenschaft alleinstehender und nicht unwidersprechener — extremer Ansichten und Formulierungen; bei seiner Kritik dieser einseitigen Ansichten kann sich Deér überall auf das Vorgehen

deutscher Gelehrter, oder auch von deutschen Gelehrten vorgebrachte abweichende Meinungen berufen — ein Beweis, daß es sich keineswegs um eine *communis opinio* der deutschen Wissenschaft handelt.

Die neue These ist nun folgende: Entgegen der alten Auffassung, die im Verhalten Ottos III. gegen die Oststaaten ein Aufgeben der durch Otto I. gewonnenen Machtpositionen und eine Minderung der Reichsmacht zugunsten der neuen christlichen Oststaaten sieht, müsse man, von kirchlichen Erwägungen ausgehend, gerade in diesen Maßregeln die Züge einer einheitlichen Ostpolitik erkennen, die in den Rahmen eines politischen Programmes, der Erneuerung des ersten römischen Reiches, gehört. Es ist Tatsache, daß die Konstituierung des polnischen Staates — zugleich mit der Errichtung des eigenen polnischen Erzbistums in Gnesen — in der Form geschehen ist, daß der polnische Herzog, der schon vorher die Lehnshoheit des deutschen Königs anerkannt hatte, durch Übergabe einer Lanze und eines Stirnreifs zum Patrizius des römischen Reiches erhoben wurde und in dieser Eigenschaft, als Reichsstatthalter, sein Land als Lehen erhielt. Dasselbe soll nun — ein Jahr später — in Ungarn geschehen sein. Auch der heilige Stephan von Ungarn soll — nach dem Bericht einer Quelle — eine Lanze von Kaiser Otto erhalten haben; die Krone, die nach der Überlieferung Papst Sylvester II. ihm geschickt hat, würde ihm demgemäß von Otto III. verliehen worden sein und dem staatsrechtlichen Akte wäre — auf Ermächtigung und Aneiferung des Kaisers hin — die Einrichtung der ungarischen Kirche, die Errichtung eines eigenen ungarischen Erzbistums gefolgt. Zu diesen kirchlichen Anordnungen hielt sich der Kaiser — heißt es nach dieser Auffassung — deshalb für berechtigt, weil er auch sonst sich in seinem Titel kirchliche Befugnisse beilegte, indem er sich dem päpstlichen »*servus servorum dei*« entsprechend »*servus apostolorum*« nannte (ein Umstand, der wieder in der Darstellung der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus auf der ungarischen Krone seinen sichtbaren Ausdruck finden soll) und sich in Urkunden als *dilatator ecclesiarum* bezeichnete.

Daß die Übersendung der Krone durch Papst Sylvester erst aus dem Ende des 11. Jahrhunderts bezeugt ist und die Nachricht davon erst unter dem Einfluß der gregorianischen Richtung (der Lehre Gregors VII. von der päpstlichen Weltherrschaft) entstanden sein kann, weiß die ungarische Forschung schon lange. Insofern wäre also die Übersendung durch den Kaiser nicht ausgeschlossen. Dagegen ist aber die Übersendung einer Lanze durch den Kaiser glaubwürdig nicht bezeugt, sondern es ist vielmehr der Abschnitt, der darüber handelt, wahrscheinlich in die betreffende Chronik eingeschoben und geht auf eine nachträgliche Vermischung der polnischen und der ungarischen Ereignisse in einer einzigen, späteren Quelle zurück (Deér 10—21), wie Deér gerade auf Grund der Feststellungen deutscher Gelehrter darlegt; es ist also ein höchst unmethodisches Verfahren, dieses Zeugnis den gleichzeitigen Quellen gegenüber als glaubwürdig anzunehmen, insbesondere wenn man bedenkt, daß die Lanze beim ungarischen Krönungszeremoniell nie eine Rolle gespielt hat. Einmal wohl; als König Peter Ungarn von Kaiser Heinrich III. zu Lehen nahm (16), was aber eben als Bruch mit der Tradition Stefans des Heiligen empfunden wurde und den Aufstand des ganzen Volkes

hervorrief. Auch unterscheidet sich die Krone — was in der Auffassung der Zeit tiefe symbolische Bedeutung hat — als Bügelkrone wesentlich von dem offenen Stirnreif des Patrizius und Herzogs (20—22, 84—88) und wird auch ausdrücklich als Königskrone bezeichnet. Ferner heißt es nicht (auch hier kann sich Deér auf ähnliche Äußerungen deutscher Gelehrter berufen), die ungarische Kirche sei auf Ermächtigung und Aneiferung (wörtlich: gratia et hortatu, also nur: mit Wohlnehmen und auf Aneiferung) Ottos eingerichtet worden, sondern nachdem Stephan die ungarische Kirche eingerichtet hatte, habe er »mit Wohlnehmen und auf Aneiferung des Kaisers« Krone und Segnung (oder Weihe, benedictionem) empfangen (28—30). Und hat sich Otto als »Erweiterer der Kirche« und »Diener der Apostel« als zu kirchlichen Anordnungen berechtigt, als Genosse des Papstes betrachtet? Wenn ja, dann wäre die Übertragung des ungarischen Königtums an den heiligen Petrus (durch Stefan den Heiligen) tatsächlich eine Übertragung des Königtums in die Oberhoheit des Kaisers gewesen, wie auch die Vertreter dieser neuen Auffassung annehmen (ohne scheinbar zu bedenken, daß diese Übertragung auch nur aus der, angeblich gregorianisch gefärbten Überlieferung bekannt ist, deren Aussage, die Übersendung der Krone durch den Papst betreffend, sie eben deshalb ablehnen). Eine eingehende Untersuchung des Gebrauches der Titel dilatator und servus apostolorum zeigt aber (35—71), daß der eine Titel Mehrung des Besitzes und des Rechtes der Kirchen innerhalb des Reiches, nicht Ausdehnung der Kirchen über die Reichsgrenzen bezeichnet, während der zweite Titel keine neuen kirchlichen Rechte für den Kaiser beanspruchen soll, sondern nur die Rolle des Kaisers als Beschützer der Kirche betont, gerade im Hinblick auf innerkirchliche und inneritalienische Wirren (Verteidigung des Papsttums gegen die römischen Adelsparteien, ja sogar gegen unwürdige Inhaber des päpstlichen Stuhles selbst).

Es deutet also nichts darauf hin, daß die Krönung Stephans des Heiligen von Ungarn, analog dem polnischen Vorgang, eine Erhebung zum römischen Patrizius gewesen sein sollte, nichts darauf, daß Otto III. sich dem Papste in seiner kirchlichen Befugnis als gleichgestellt betrachtet haben sollte und eine Darbringung Ungarns an den heiligen Petrus (wenn sie überhaupt stattgefunden hat) als eine Unterstellung unter das Reich aufgefaßt haben sollte. Von wem also hat Stephan die ungarische Krone bekommen? Doch vom Papste! Das geht nämlich nicht nur aus dem späteren Bericht hervor, der gregorianisch gefärbt und tendenziös sein kann, sondern auch aus den Berichten der Zeitgenossen und den Sitten der Zeit, dem Gebrauch und der Auffassung der damaligen voregriechischen päpstlichen Politik. Die benedictio nämlich, die Stephan »mit Wohlnehmen und auf Aneiferung« Ottos III. erhalten hat, kann nichts anderes sein, als die mit päpstlicher Vollmacht von den Bischöfen an ihm vollzogene Weihe (72—75). Derselbe Ausdruck wird für diesen Sachverhalt schon seit Pipin verwendet. Das liegt ganz im Sinne der damaligen kurialen Auffassung und ist im Geiste der konstantinischen Konstitution gedacht, nach der Konstantin als Christ seine Krone dem Papst übergeben und von ihm wieder empfangen hat (78). Daß Papst Sylvester ganz unabhängig von Otto III. in diesem Sinne außerhalb des

Reiches selbständige Politik getrieben hat, wird auch von deutschen Chroniken betont (70). Es darf auch nicht vergessen werden, daß der Geist der konstantinischen Konstitution, eine geradezu politisch gefärbte Verehrung des heiligen Petrus, eben in den Kreisen um den heiligen Adalbert heimisch war, in den Kreisen, von denen die Missionierung Ungarns ausgeht, und die dem Werk des heiligen Stephan nahestanden (79—81). Diesem Geiste entspricht die Übergabe des Landes an den heiligen Petrus und die darauf folgende Krönung aus päpstlicher Vollmacht, und sie hat auch in ähnlichen Fällen stattgefunden (82—83); die Übergabe Ungarns und die Erteilung der Vollmacht zur Krönung durch den Papst muß also auch ganz unabhängig von den späteren Berichten als historisch betrachtet werden und entspricht ganz dem Geist und Verfahren der Zeit. Dazu paßt vorzüglich, daß die ungarische Krone eine Bügelkrone, also wenn auch nur eine Königs-, nicht eine Kaiserkrone, so doch eine Krone vom Zweig der konstantinischen Helmkrone ist (84—88). Es wird also wohl auch die Krone selbst vom Papst geschickt worden sein und die Darstellung der Apostelfürsten auf ihr gehört in diesen päpstlich-kurialen Gedankenzusammenhang (78). Der ungarische Vorgang unterscheidet sich also wesentlich vom polnischen. Nicht eine Erhebung zum Patrizius und Reichsstatthalter aus dem Ideenkreis des römischen Reiches heraus, sondern eine Krönung zum christlichen König aus dem Ideenkreis der kurialen Auffassung und der konstantinischen »Tradition« heraus hat hier stattgefunden. Polen hat ja selbst später eine Begründung seiner Staatlichkeit aus diesem Ideenkreis heraus zu erlangen versucht. 1024 sandte Boleslav von Polen eine Gesandtschaft an den Papst, um eine Königskrone für sich zu erbitten, — die Gesandten wurden aber von dem darüber erzürnten Kaiser Heinrich II. abgefangen und eingekerkert und erst nach dessen Tod kam es zur Krönung —, »in iniuriam regis Chuonradi«, sagt ein Zeitgenosse, d. h. gegen den Willen des Kaisers (77). Was in Ungarn zur Zeit Ottos III. geschehen ist, ist also nicht dasselbe, was in Polen fast gleichzeitig geschah, sondern ganz im Gegenteil, dasselbe, was in Polen 1025 geschehen ist, nur daß es in Polen »in iniuriam« des Kaisers geschehen ist, ihm zum Trotz, in Ungarn aber »gratia et hortatu«, mit Wohlnehmen und auf Aneiferung des Kaisers. Der Grund ist der, daß Ungarn von vornherein von den Deutschen anders beurteilt wurde als die slawischen Nachbarn im Osten (32—35). Vielleicht muß man einen Nachhall des Befremdens, das in Ungarn die spätere polnische Krönung hervorrief, in der Erzählung der Legende sehen, wonach die Krone vom Papste ursprünglich für Polen bestimmt gewesen sei, er sie aber auf Eingebung eines Engels Stephan dem Heiligen gegeben habe, sodaß Stephan, wie Jakob dem Esau das Erstgeburtsrecht, den Polen die Weihe vorgenommen habe (75).

Jedermann wird dem Verfasser für die klare, vorbildlich objektive, überaus gründliche und den weitblickenden Forscher bewährende Untersuchung, die viele der hier berührten Fragen endgültig bereinigt hat, den aufrichtigsten Dank wissen.

MILI

VON JOHANN BÓKAY

Ein unvergeßlicher Name. Der Name des ersten Menschen, auf den ich einen Eindruck gemacht habe. Mili war nämlich die erste Person, die ich unterrichtet und erzogen habe. Sie war auch mein erstes dankbares Publikum.

Ich war damals sieben Jahre alt und Mili war unser Hausmädcl. Sie konnte weder schreiben noch lesen. Ich aber schlich mich, sobald meine Eltern das Haus verließen, zu ihr in die Küche und las ihr Petöfis Gedichte vor. Ich las ihr aber auch andere Gedichte vor, die ich selbst gemacht habe. Nur ihr allein getraute ich mich sie vorzulesen. Mili hörte Petöfi ebenso andächtig an, wie meine Gedichte. Sie schwärmte für mich. Ich war der einzige Mensch, der auch in ihr einen Menschen sah.

Mili war ihrem Äußeren nach das unbedeutendste Weibsbild, das ich je gesehen habe. Sie stammte aus einer oberungarischen slowakischen Bauernfamilie. Ihr Haar hatte keinerlei Färbung, ihre Augen waren trüb-blau und ihre Nase glich einem eingedrückten Horn. Ihre Gesichtsfarbe war gelb, so aschfahl, wie die der verzweifeltsten Menschen. Sie hatte nichts kennzeichnendes an sich und doch war etwas eigenartiges in ihrer Person: sie glich völlig einer Ente in meiner kindlichen Phantasie. Sie bewegte sich unbeholfen mit watschelnden Schritten und schnatterte, wenn sie sprach, ebenso wie die Ente, und betrachtete mich ebenso ausdruckslos. Ich vergötterte Mili. Ich allein wußte es, daß sie voll Verstand und Güte war. Ein Bündnis bestand zwischen uns beiden, das Bündnis der Hilflosen. Ich war im Hause der ärmste im Alter, was die furchtbarste Hilflosigkeit bedeutet, während sie im Hause von der ärmsten Herkunft war, was gleichfalls etwas schreckliches war.

Mili war bei uns glücklich, da sie meine Mutter vergötterte, und mich noch etwas mehr. Sie empörte sich nie gegen etwas, sobald man mich aber mißhandelte, empörte sie sich und leistete Widerstand. Damit ich es aber nicht vergesse, erwähne ich, daß Mili kein Alter hatte, dies ist ja auch nur ein Luxus der Reichen. Sie konnte ebenso zwanzig wie vierzig Jahre alt sein.

Sie saß ebenso auf der Mistkiste und lauschte meinen Worten ebenso, wie die verzückten gläubigen Seelen die Bibel-Ausleger anhörten. Ihre aschfahlen Augen verknüpften sich so mit den meinen, daß sie hie und da laut aufschluchzte, wenn ich ihr ein Gedicht von Petöfi vorlas. Der Diener und die Köchin lachten sie aus, aber auch mich, was uns jedoch nur noch mehr vereinte. Ermüdete ich bei dem Erzählen und Erklären, so begann sie zu erzählen, stets dasselbe: von einem kleinen slowakischen Dorf in Oberungarn, desgleichen es nichts schöneres auf Erden gibt. Dabei aber war ihre Gesichtsfarbe nicht so aschfahl und sie glich auch weniger einer Ente.

Mili war auch bei meiner Mutter beliebt, denn oft streichelte sie ihr farbloses Haar und sagte ihr mit ihrem wundervollen Lächeln: »Mili, du bist die Treue selbst!« Mili drückte einen Kuß auf ihre Hand und verschwand.

Meine Mutter hatte gar liebe und drollige Einfälle. Ein solcher war es, als wir nach Paris zur Weltausstellung fuhren und auch Mili mit uns nahmen. Auf eine Zeit gab ich Petőfi auf und erzählte Mili jeden Abend von Paris. Sonderbarerweise aber hatte ich mit Paris vor Mili keinen Erfolg. Gelangweilt hörte sie meine Ausführungen. Diesmal aber half mir auch meine Mutter, indem sie Milis Einbildungskraft anregte. Sie erzählte ihr von den Boulevards, den großen Warenhäusern, wo man mit dem Aufzug in das oberste Stockwerk der Läden befördert wird. Mili hörte uns gefügig und gelangweilt zu.

Wir waren beide höchst erregt, nicht wegen Paris, sondern einzig und allein wegen Mili. Ob ihre kleinen grauen Augen wohl aufleuchten werden beim Anblick der Weltstadt. Fast könnte ich sagen, daß wir ausschließlich wegen Mili nach Paris fuhren. Wir schleppten sie überall mit; auf die Champs Elysées, in den Bois de Boulogne, nach Longchamp, auf den Eifelturm und in den Großbladen Bon Marché. Der Gesichtsausdruck Milis aber blieb überall verschlossen und farblos. Kein einziges anerkennendes Wort verließ ihre Lippen, so sehr wir es auch wünschten, daß Worte der Entzückung und der Begeisterung freiwillig ihrem Munde entströmen mögen.

Wir wurden immer mehr verdrossen und erregt. Schließlich konnte sich meine Mutter nicht mehr beherrschen und fuhr sie ärgerlich an: sagen Sie mir doch Mili, ist dieses Paris nicht schön? Mili blickte sie unschuldig an und antwortete ihr mit Tränen in den Augen in ihrer an das Slowakische erinnernden Mundart: »es ist schön, schön, aber die Slowakei ist doch schöner«. In diesem Moment gewann ich Mili wirklich lieb.

Allein ich verdanke ihr noch etwas. Das größte Ereignis meines Lebens. Durch sie lernte ich jene Freude kennen, die ich kennen lernen mußte, um das zu sein, was ich bin.

Mitten in unserem Salon stand auf einem seltsamen kleinen Tisch eine Blumenvase. Eine wunderschöne Blumenvase, das Prachtstück unserer Wohnung. Mein Vater hatte sie in einem glücklichen Moment seines Lebens, meiner Mutter in der Glasfabrik von Murano bei Venedig erstanden. In ihrem Kelch glitzerte jede Vorstellung und jedes Geheimnis des Glases. Hundert Farben spiegelten sich in ihr, je nachdem es vom Lichte beleuchtet war. Im Frühjahr lächelte sie, im Herbst war sie betrübt, im Sommer streute sie den Glanz aus sich und im Winter war sie kälter als jeder Kristall.

Stundenlang betrachtete ich sie mit verzückten Augen und trachtete ihr Geheimnis zu ergründen. Auch meine Mutter blieb immer stehen, wenn sie an ihr vorbeiging.

Eines Tages erhielt die Vase eine noch vornehmere Gestalt. Sie wurde gleichsam in Haft genommen. Eine gewaltige Glashülle kam auf ihre schlanke Figur, wie es bei wirklichen Kostbarkeiten zu geschehen pflegt. Wir behüteten ihre Schönheit und ihre ausstrahlenden Lichtfunken. Der Glasbehälter wurde rar bei festlichen Gelegenheiten entfernt, wenn ein Gast ins Haus kam. Wir fühlten uns äußerst reich, da dieser Blumenkelch, diese feenhaft Glasdichtung, unser Eigentum war.

Es war frühmorgens, etwa gegen sieben Uhr früh; ich, der siebenjährige kleine Knabe, schlief noch in meinem Bette. Plötzlich sprang die Tür auf, und Mili sank in die Stube. Sie warf sich vor meine Füße, weinte und jammerte, indem sie meine Hand mit Küssen überhäufte: »Hänschen, Hänschen, ich habe die Vase zerbrochen!« Ihr Gesicht schwell an und wurde rot, gleich einem

aufgeblähten Schwamm. Nur das Gesicht der Elenden kann durch Tränen so verzerrt werden.

So gütig meine Mutter war, so jähzornig war sie auch. Freude und Zorn wechselten bei Ihr in Augenblicken. Sie strafte plötzlich, um nachher gleich mit umso bezaubernderer Wärme zu vergeben. Das Zerbrechen der Vase galt in ihren Augen als das größte Verbrechen, das je begangen werden konnte. Ich blickte auf Mili und ein unsägliches, nie gekanntes Glück durchströmte meinen ganzen Körper. Ich blickte auf das verweinte Gesicht Milis und sagte ihr: »Weine nicht, liebe Mili, ich nehme es auf mich.« Mili weigerte sich, jammerte noch mehr und wollte mich davon abreden, indem sie meinte, daß sie sofort unser Haus verlasse, da sie nicht vor die Augen meiner Mutter kommen wolle. Mili aber war gewohnt, daß ich ihr befahl. Ich schlüpfte in meine Pantoffel und ging schon dem Zimmer meiner Mutter zu.

Ich war ein kleiner Lügner, geneigt zum Theaterspiel und konnte weinen, wann ich wollte. Schon im Nachbarzimmer fing ich an erbärmlich zu heulen und stürzte mich geradeso wie Mili in das Zimmer meiner Mutter, indem ich mich hart vor ihre Füße warf und verzweifelt brüllte: »Ich habe die Vase aus Murano zerbrochen!« Meine Mutter setzte sich in ihrem Bett auf. Zuerst verstand sie mich nicht recht, wie wir es bei großen Unglücksfällen stets nie gleich begreifen, worum es sich handelt. Als ich jedoch weiterheulte, begriff sie den fürchterlichen Unglücksfall und erleichterte ihr Gemüt, indem sie mir eine tüchtige Ohrfeige gab.

Dies aber war nur der Anfang. Mili schwänzelte hinter mir und litt meinetwegen mit ihrem aufgedunsenen Gesicht alle Höllenqualen. Meine Mutter hatte mich noch nie geprügelt. Nun aber begab sie sich in den Salon, auf den Schauplatz der Tat und überzeugte sich von der Wahrheit, dann kehrte sie mit den harten Zügen eines Richters zurück und schrie mich an: »Leg dich dorthin auf das Bett, leg' dich auf den Bauch und entblöße deinen Hinterteil.« All' dies war äußerst zeremoniell, wie es bei den Hinrichtungen zuzugehen pflegt. Aus der Ferne hörte ich Milis Wehgeschrei, denn wenn der Mensch recht glücklich ist, hört er alles aus der Ferne.

Meine Mutter hatte einen furchtbaren Pracker ergriffen und begann die Strafe zu vollziehen. Wir waren zu Dritt im Zimmer: zwei äußerst unglückliche Frauen, Mili und meine Mutter und ich, der überglückliche Fratz. Mili aber ergriff den zum drittenmal auf mich sausenden Pracker und heulte verzweifelt: »Ich war es! . . . Ich war es! . . .« Fast hatte sie alles verdorben. Meine Mutter schob sie bei Seite und schrie sie hart an: »Schweig', Du Esel! Ich weiß es, daß er es war!«. Allein ihr Blick, den sie auf Mili warf, mußte sanft sein. Wohl bekam ich noch die letzten Hiebe, — doch waren diese schon viel schwächer, als die ersten.

Mili, arme kleine Mili, mit den grauen Augen! Wie gut tatest du mit mir. Du hast mich die einzige Freude gelehrt, für die es wert ist, zu leben: für andere zu leiden, für andere deinen blossen Rücken halten. Es tut nicht weh, glaub' es mir, es tut nicht weh!

MEIN STÄTTLICHER GROSSVATER

VON DESIDER KOSZTOLÁNYI

An der Schwelle meines Lebens grüßt mich ein Greis, mit ausgebreiteten Armen, lachend vor Freude.

An seiner Stirne ist die Spur eines Säbelhiebes zu sehen. Sein gewelltes, lockiges, graues Kraushaar ist an der Seite gescheitelt. Auch sein Bart und Schnurrbart ist grau. Er kleidet sich wie die alten »Gigerl«. Bevor er das Haus verläßt, schneidet er mit der Schere seines Taschenmessers im Garten eine Blume ab, und steckt sie ins Knopfloch.

Sein Spazierstock hat einen Elfenbeingriff. Wenn er auf der Straße geht, wird er von jeder Seite begrüßt, und er dankt dafür mit einem ausladenden Kompliment, einem seither ziemlich veralteten Servus, der damals noch den lateinischen Ursprung und die huldigende Bedeutung »Servus humillimus« fühlen ließ.

Lebensfreude ist in ihm, aber auch Härte, von der mein Vater schon etwas weniger abgekriegt hat, ich nicht einmal so viel.

Als er aus der achtjährigen Verbannung — im Jahre 1857 — in die Stadt der Tiefebene heimkehrte, heiratete er, erwarb sich mit seiner Hände Arbeit auch etwas Geld, kaufte einen Baugrund, setzte einen Garten mit Tannen und Linden, und ließ das Familienhaus erbauen, dessen Straßenflügel er mit meiner Großmutter bewohnt; im Hofflügel wohnt unsere Familie. In einem schmalen Zimmer dieser Hofwohnung erblickte ich das Licht der Welt.

An meinen Großvater habe ich aus den ersten vierzehn Jahren meines Lebens lebhaftere Erinnerungen.

Er ist ein Schwärmer, ehrzhaft, polternd. Heftig, aber nicht streng, wie mein Vater. Meinen Vater ehre ich mehr. Vor dem Großvater habe ich keine Angst. Er steht mir näher. Ein Greis, der aus dem Leben heraus spaziert, steht dem kleinen Kind, das sein Dasein soeben beginnt, näher als der Erwachsene.

Oft bin ich in seiner Wohnung, die auch mein Heim ist, aber ohne die Pflichten des Heims, das Paradies des Heims. Hier werde ich bewundert und man schmeichelt mir. Die Speisen und Getränke haben einen anderen Geschmack. Mein echter Silberlöffel ist durchglüht, sobald ich ihn in den heißen Tee tauche. Ich bekomme auch Rum und schwarzen Kaffee. Die Lampe ist höher, ihr Lichtkreis gelber und ruhiger. Hier erfüllt mich der Rausch der Unverantwortlichkeit des Gastes. Es ist eine Auszeichnung, hier zu Mittag zu speisen, auf dem breiten Sofa zu schlafen und zuzuhören, was er über Alexander Petöfi erzählt, der einst Major in der Division des Generals Bem gewesen ist, wo Großvater als Hauptmann diente.

Der Geruch von Borowitschka, Tabakrauch und Moschus beizt seine Zimmer. Er faulenz auf dem Diwan und liest ein Buch, den neuerschienenen Band von Kossuths »Schriften aus der Emigration«.

Im Sommer kühlt er sein erhitztes Gesicht mit einem Strohfächer. In der Laube spielt er mit seinem Freund Tarokk. Er singt mit seiner hellen Tenorstimme: »In Pest ging ich in die Schule.«

Einmal nimmt er aus der Schublade eine lange Pistole heraus, die er im Freiheitskrieg benützte. Ein andermal erzählt es von dem türkischen Pascha, dem Pilaf und Tschibuk. Dann höre ich, daß er zweiundvierzig Tage herumgetrieben wurde, bis er aus Warna nach Amerika kam und sein Brot in Philadelphia, New-York und Boston damit verdiente, daß er Säcke schleppte, auf Seide malte und sang. Ich bin überrascht, als sich in unser staubiges Nest ein hochaufgeschossener, bartloser Herr verirrt und mein Großvater sich mit ihm englisch unterhält. Er kann auch türkisch, deutsch und serbisch. Er kann überhaupt alles.

Das Zimmer, in dem er sich aufhält, ist die Welt selbst, mit allen ihren Völkern und Landschaften. Er ist ein lebendiges Märchenbuch. Auch ein lebendiger Wissensschatz. Solange ich des Lesens unkundig war, lernte ich von ihm Geographie, Geschichte, Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft, Naturkunde und Philosophie. Ob Amerika weit ist? wollte ich wissen. Wie donnert die Kanone? Was bedeutet auf englisch Apfel, auf deutsch Birne, türkisch Pflaume und serbisch Marille? Wer ist der klügste Mensch der Welt? Als ich viereinhalb Jahre alt war, lehrte er mich lesen und schreiben. Zuerst lernte ich an einem S-Kipfel den großen gedruckten Buchstaben S. Die übrigen gedruckten Lettern mußte ich aus roten und weißen Bonbons auf dem Teppich zusammenstellen. Zur Belohnung durfte ich den Kipfel und die Bonbons aufessen, wodurch bewiesen wird, daß Literatur gegebenenfalls sowohl nahrhaft als auch süß sein kann.

Mit einem Papierkahn spiele ich in der Waschschüssel Seeschlacht. Damit meine Vorstellung vollkommener sei, färbt er — auf meine Bitte — das Wasser mit Waschblau und salzt es sogar ein wenig. Ich spiele auch Schiff und Reise. Aus einem Schrank, dessen Schubladen mit Knäueln von verschiedener Farbe voll sind, ziehe ich Wolle, Zwirn und Bindfaden heraus, gehe von Zimmer zu Zimmer und binde damit die Stühle, die Tische zusammen, so daß die ganze Wohnung das Bild eines Seehafens ergibt, mit Tauen, die sich zwischen Masten strecken.

Großvater kämpfte im Freiheitskrieg 1848—49 im 27. Honvédbataillon, unter denen, die mit den Szeklern als letzte die Waffen streckten. Er nahm auch an der letzten Schlacht bei Mehadia teil. Alexander Veress schreibt, daß damals »eine Rakete zwei Schritte von ihm platzte«. Mit Kossuth flüchteten sie, viereinhalbtausend Freiheitskämpfer, nach der Türkei. Ich sehe ihn in Widin, im Gefangenenlager zur Winterszeit in seiner Bluse aus Segeltuch frieren, mit 50 Piaster täglichem Sold in der Tasche talgiges Schaffleisch unter den Cholerakranken kauen, auf einem Holzsattel reitend, dann in Šumla im Fackelzug, und höre in der Ferne der Zeit, wie sich über die Honvéds, die die Nationalhymne singen, seine Tenorstimme erhebt. 1851 ist er in Konstantinopel Vorsitzender des Ungarischen Vereins. Doch werden die Flüchtlinge von der Hohen Pforte und dem Sultan vergeblich in Schutz genommen, eine organisierte österreichische Mietlingshorde verfolgt sie auch dort und überfällt sie im Ungarischen Verein. Sie werden nach Liverpool befördert und von dort nach Amerika.

An einem Frühlingstag, als ich mit meinem jüngeren Bruder und meiner Schwester im Garten spiele, nimmt er uns an der Hand und führt uns in das Paradezimmer, das völlig verdunkelt ist. Auf einem mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch leuchten Kerzen. Er läßt uns drei niederknien und sagt uns, wir sollen nie vergessen, daß an diesem Tage in ferner Fremde Ludwig Kossuth starb.

WEINBERG IM WINTER

MICHAEL BABITS

*Da liegt er nackt, der ganze Weinberg, blank,
des Berges Fleisch liegt da entblößt vor dir;
die hübschen Formen zeigt er ohne Zier,
wie eine Dame, die in Ohnmacht sank.*

*Der braunen Erde Brüste liegen hier,
die Brüste welk, der Hügel ohne Klang,
der gläsernklaaren Perlenreben Hang,
aus welchen Wein wird, roter Honig schier.*

*Zu Haufen steht, erstarrt und bang, der Pfahl,
vergoldend schattet ihn der schräge Strahl,
verödet ist der Weinberg, leer und kahl.*

*Dezember, Januar und Februar —
wann bietet sich schon Lenz und Sommer dar?
Der Weinstock harrt verträumt, des Laubes bar.*

Übersetzt von Gyula Garzuly

SELIG SIND DIE TOTEN

ALADÁR KOMJÁTHY

*Die Psalmen sagen: »Selig sind die Toten«;
auch ich erfahr ihr Glück:
schon bau'n am Weg geheime Geisterhände,
an dem ins Nichts ich rück.*

*Ich schließ mich an dem wesenlosen Heere,
das einst in wildem Brand
der blinden Angst gerannt ist durch die Erde,
suchend ein neues Land,*

*und dann verschwand in Nichts jenseits der Sterne.
Die Jahrmillionen ziehn
— breit flutend über die zerstobnen Knochen —
ganz teilnahmslos dahin.*

*Die Leute sangen: »Selig sind die Toten«
an meines Bruders Grab . . .
Rings milde sank — in Silberstrahlen fließend —
des Frühlings Blau herab.*

*Harrt Glück, harrt Ohnmacht meiner nur, wenn einmal
auch mich erlegt die Zeit?
Gebt meinem wilden, bangen Herzen Antwort
ihr Engeln, wenn ihr seid!*

*Wie sehnt' ich stets mich fort von dieser Erde,
wo an der Stirn uns kracht
der Wirrnis finstres Flügelschlagen, welches
hier alles hüllt in Nacht.*

*Ich sehne mich ins Land der ew'gen Jugend,
wo Riesen-Rosen blühn,
wo — ungefährdet — selig-langen Lebens
flammrote Blüten glühn.*

*Wo — wie auf Lippen junger Mädchen Lieder —
lind strömt des Sommers Glast,
wo Götterknaben rot den Himmel malen,
wenn manchmal er verblaßt.*

*Wo unbekannt die Furcht und wo die Seele
nie bebt im Trübsal-Gischt,
wo stets der Freude dienend jede Stunde
nur süße Tropfen mischt.*

*Wo zeitlos strahlt des Gottes Glanz, wo seine
Obsorge ewig ist,
wo hell die Zukunft blinkt und nicht zu sterben:
zu l e b e n selig ist!*

Übersetzt von Gyula Garzuly

OSZK

BÜCHERSCHAU

NEUE UNGARISCHE LYRIK. Übersetzt von *Friedrich Lám*. Ruzskabányai-Verlag. Budapest, 1943. 93 S.

Die 81 Übertragungen dieses Bändchens stellten den Übersetzer vor eine außerordentlich schwierige, vielfältige Aufgabe. Galt es doch unter Hintansetzung der eigenen dichterischen Persönlichkeit nach der Art des Schauspielers die Erzeugnisse von 37 recht verschiedenartig gestimmten Dichternaturen, wie Ady, seine Zeitgenossen und Nachfolger gewissenhaft zu betreuen. Sehr richtig übersetzt Lám nicht die einzelnen Wörter für sich, sondern die Gedanken; er trachtet alle feinen, sich leicht verflüchtigenden, gleichsam körperlosen Abschattungen zu erfassen und wiederzugeben, die in ihrer Gesamtheit eben den persönlichen Stil des betreffenden Dichters, somit auch den wesentlichen Bestandteil seiner Seele bilden. Am besten scheint seine Wesensart zu der mythischen Grübelelei von M. Babits zu stimmen. Allerdings hilft ihm außer seiner geradezu zauberhaften Reimgewandtheit auch sein überraschend reicher Wortschatz alle technischen Schwierigkeiten zu überwinden. Er begnügt sich nicht mit den herkömmlichen Redewendungen der deutschen Dichtersprache, sondern wendet der Stimmung des Textes entsprechend oft auch neue, kühne Ausdrücke an. Auf diese Weise gelangt auch sein eigener, fein abgetönter Sprachgebrauch zu seinem Recht. All dies macht Lám zum berufenen Vermittler ungarischer Dichterwerke für die deutsche Lesewelt und hebt seine Nachdichtungen (z. B. »Thamyris« von Babits) auf die Stufe hochwertiger Kunstleistungen, selbst wenn wir — allerdings nur selten — manchen neuzeitlichen Ausdruck, manche Wortzusammensetzung als allzukühn oder nicht zutreffend empfinden, manches Fremdwort vermieden wünschten. Wohl könnte man an dieser »Blütenlese aus der neuen ungarischen Lyrik« bemängeln, daß mancher Dichter nicht mit seinen würdigsten Dichtungen vertreten ist oder überhaupt außer Acht gelassen wurde, doch wollen wir dies dem Übersetzer bei den gegenwärtig beschränkten Veröffentlichungsmöglichkei-

ten nicht allzusehr ankreiden. Zum ersten Mal brachte die Übersetzungen die »Ödenburger Zeitung« in Fortsetzungen; aus ihren Sonderdrucken erwuchs das Bändchen, auch dessen zusammenfassender Titel, der allerdings etwas vorsichtiger hätte gefaßt werden sollen. Als hohe Leistung der Übersetzungskunst bedeutet das hübsch ausgestattete Bändchen unstreitig einen vollwertigen Kunstgenuß, zugleich ein wirksames Mittel zur Förderung der deutsch-ungarischen kulturellen Annäherung.

NOVALIS UND HÖLDERLIN: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE (*Novalis és Hölderlin válogatott költeményei*). Deutscher Text mit ungarischer Übertragung von *György Rónay*. Franklin-Gesellschaft, Budapest, o. J. (1943), 120 S.

Der hübsch ausgestattete, brauchbare und aufschlußreiche kleine Band, der als Nr. V der von Gabriel *Halász* geleiteten neuen Reihe »Meisterwerke in zwei Sprachen« erschien, will die beiden großen romantischen Lyriker, die von Goethe und Schiller gewissermaßen in den Hintergrund gerückt wurden, dem ungarischen Publikum näher bringen. Der vorzügliche junge Dichter *Georg Rónay*, von dem auch unsere Zeitschrift bereits manchen Beitrag brachte, war durch seine einzigartige Sprachkunst, die sich vielfach auf die Dichtersprache der ungarischen Klassiker stützt, zur Vermittlung der beiden deutschen Dichter geradezu vorausbestimmt. Seine feinsinnige einleitende Studie sowie die Übertragungen von Novalis und Hölderlin werden zur Einbürgerung der beiden großen deutschen Romantiker in Ungarn gewiß wirksam beitragen.

DER MENSCH UND DIE TECHNIK. BEITRAG ZU EINER PHILOSOPHIE DES LEBENS (*Ember és Gép. Egy életfilozófia vázlata*). Von *Oswald Spengler*. Übersetzt von *Alexander Sz. Mátray*. Danubia-Verlag, Budapest, o. J. (1943). 92 S. Mit einem farbigen Bildnis.

Das Hauptwerk des bekannten deutschen Kulturphilosophen *Oswald Spengler*, »Der Untergang des Abendlandes«, soll demnächst in ungarischer Über-

setzung erscheinen. Dieses zweifellos bedeutsame Ereignis wird durch das Erscheinen des vorliegenden kleinen Bändchens gleichsam angekündigt, und soll Stimmung und Aufmerksamkeit für das große Werk erwecken. Es gibt kaum einen Band in der kulturphilosophischen Reihe des Verlages Danubia, der so zeitgemäß wäre, wie der vorliegende, wird doch das Verhältnis von Mensch und Maschine gerade in unseren Tagen grundlegend neugeordnet.

VON SICAMBRIA BIS SANS-SOUCI. Französisch-ungarische Geschichten und Legenden (*De Sicambria à Sans-Souci. Histoires et légendes franco-hongroises*). Von Alexander Eckhardt. Les Presses Universitaires de France. Paris, 1943. 296 S. Mit 13 Bildtafeln.

Der stattliche Band des verdienstvollen Romanisten der Universität Budapest, der als Bd. II der *Bibl. de la Revue d'Histoire Comparée* in der Ausgabe des Graf Paul Teleki-Wissenschaftlichen Institutes und des Ungarischen Institutes in Paris erschien, enthält eine Reihe von Einzelstudien des Verfassers über französisch-ungarische Beziehungen. Die einzelnen Aufsätze, die von einer überlegenen Beherrschung des Stoffes, von sicherem philologischen und historischen Können, psychologischem Feinsinn und strenger Logik zeugen, behandeln die Überlieferung Sicambria, den französischen Namen der landnehmenden Ungarn, die ungarischen Beziehungen des Chanson de Roland, die Geschichte Bertas mit den großen Füßen, die Spuren der landnehmenden Ungarn in der Epik, die ungarischen Beziehungen einer Reimchronik, die Beziehungen Villons zur ungarischen Abordnung vom Jahre 1467, die Studien eines ungarischen Humanisten in Paris, die donauländische Herkunft Ronsards, eine Reimchronik des 17. Jahrhunderts, ein unbekanntes Werk von La Bruyère, die Ansichten Voltaires und Michelets über die Schlacht bei Mohács, das Schicksal der französischen Flüchtlinge nach der Revolution in Ungarn, das Auftreten des Baron Trenck in Frankreich, die Aufnahme des »Contrat Social« in Ungarn und eine ungarische Darstellung von Sans-Souci. Die Einzelstudien greifen sowohl durch ihren Stoff als auch durch ihren Verfasser weit über den Bereich der französisch-ungarischen Beziehungen hinaus: sie erfassen nicht nur das Geistesleben der Donauvölker, sondern auch den

päischen Bildung. Prof. Eckhardt, der während seiner Lehrtätigkeit von zwei Jahrzehnten eine ganze Schule erzog, hat durch seinen reichen, gehaltvollen Band die europäische Kulturgemeinschaft zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER. Im Auftrag des Ungarischen Balkanausschusses herausgegeben von Stefan Gál. Danubia-Verlag, Budapest o. J. (1944). 260 S. Mit 4 Karten.

Das ungarische Geistesleben wandte sich nach dem ersten Weltkrieg, namentlich im Laufe der dreißiger Jahre mit zunehmendem Interesse den benachbarten Donau-, Karpaten- und Balkanvölkern zu, und war bestrebt, vor allem die geschichtlichen und kulturellen Beziehungen zu diesen zu klären. Das verwickelte System gegenseitiger Zusammenhänge und Wechselwirkungen wurde zunächst durch die vergleichende Literatur- und Musikgeschichte aufgedeckt, doch wurde die vergleichende Methode bald auf das ganze Gebiet der geschichtlichen Forschungen ausgedehnt. Die bedeutendsten Leistungen in dieser Richtung knüpfen sich bisher an die Zeitschriften »Apollo« und »Archivum Europae Centro-Orientalis«, denen sich in neuester Zeit die eigens zu diesem Zweck gegründete »Revue d'Histoire Comparée« anschloß. Vor allem die Mitarbeiter dieser Organe vereinigten sich zu einer Arbeitsgemeinschaft, um die Ergebnisse ihrer bisherigen Einzelforschungen zusammenzufassen und auf die noch vorhandenen Lücken, auf die noch zu lösenden Aufgaben hinzuweisen. Nach der von Prof. Gyula Miskolczy verfaßten einleitenden Studie behandeln Andreas Agyal, Alexander Bonkáló, Zoltán Csuka, Adrian Divéky, Ladislaus Gáldi, Ladislaus Hadrovics, Andreas Horváth, August Pável, Béla Pukánszky, Ladislaus Rásonyi, Ladislaus Sziklay und Zoltán Szilády die bei den Deutschen, Polen, Tschechen, Slowaken, Ruthenen, Slowenen, Kroaten, Serben, Griechen, Rumänen, Bulgaren und Türken hervortretenden ungarischen Kultureinflüsse, bzw. die Wechselbeziehungen in der Begegnung mit ihnen. Die Einzelstudien sind in streng wissenschaftlichem, sachlichem Ton gehalten, bei allem Stoffreichtum aber in glatt fließendem Stil geschrieben; jeder wird eine reichhaltige, mit Umsicht zusammengestellte, selbst die kleinsten Einzelfragen berücksichtigende Bibliographie beigelegt. Der Band ist die erste bedeut-

same Kundgebung der ungarischen Vertreter der vergleichenden zentraleuropäischen Geschichtsforschung, und wird allen, die sich mit dem Zusammenleben und den Wechselwirkungen der Donau-, Karpaten- und Balkanvölker befassen, als unschätzbares Hilfsmittel und stets brauchbarer Wegweiser dienen.

MAULBERTSCH IN DEM BISCHOFSPALAIS IN SZOMBATHELY (*Maulbertsch a szombathelyi püspöki palotában*). Von *Johann Kapossy*. Acta Savariensia, hg. von *Gyula Gefin*, Nr. 3. Martineum-Buchdruckerei, Szombathely, 1943. 23 S. Mit 8 Bildtafeln.

Der verdienstvolle ungarische Kunsthistoriker, der sich namentlich durch seine Arbeiten über die Barockkunst in Ungarn bekannt machte, behandelt in seiner neuesten Studie die Werke von Maulbertsch in dem Bischofspalais in Szombathely. In streng sachlicher, methodisch einwandfreier Darstellung werden die Bilder des großen österreichischen Malers in dessen künstlerische Entwicklung eingeordnet und ihre Stellung auch zu den Werken der späteren Barockkünstler bestimmt. Besonders zu begrüßen sind die schönen Bildtafeln der Studie, die die Darlegungen des Verfassers überzeugend bestätigen. Es wäre dringend erwünscht, die feinsinnige, hochwertige Studie Kapossys möglichst bald auch den deutschen Fachkreisen zugänglich zu machen.

DER BODEN VON HÁZSONGÁRD (*A házsongárdi föld*). Kleine Romane von *Zoltán Jékely*. Verlag Erdélyi Szépművés Céh, Kolozsvár, 1943. 178 S.

Der Band enthält sieben kleine Romane des bekanntesten jungen siebenbürgisch-ungarischen Dichters. Kennzeichnend für seine Prosa, die der vornehmen Erzählungskunst Gyula Krudys am nächsten steht, und deren Überlieferungen weiterpflegt, ist die Vorliebe für traumhafte Gestalten und die edle, kernige Reinheit des Stils. Der Prosaband bietet sowohl seiner Stimmung, als auch seinen Themen nach eine willkommene Ergänzung der feinen Lyrik des jungen Dichters.

THOMAS MORUS: UTOPIA. Übersetzt von *Tibor Kardos*, mit einer einleitenden Studie von *vitéz Gyula Moór*. Franklin-Gesellschaft, Budapest, o. J. (1943). 176 S.

Privatdozent *Tibor Kardos*, der auch im Ausland wohlbekannte Humanismus-

forscher eröffnet mit diesem prachtvoll ausgestatteten, schön gedruckten Band die Reihe seiner Übersetzungen von Werken der Renaissance-Philosophen. Das Werk des Thomas Morus ist heute eine zeitgemäßere Lektüre als je, gab es doch in der europäischen Geschichte seit der Völkerwanderung kaum eine so bewegte, alles Bestehende umwälzende Zeit, wie heute. Politischen Plänen und Utopien bieten sich heute fast unbegrenzte Möglichkeiten. Die einleitende Studie von Prof. Gyula Moór ist ein Ergebnis langjähriger Forschungen und wird gewiß auch in der allgemeinen einschlägigen Literatur einen vornehmen Rang einnehmen.

BIBLIOGRAPHIE DER 1919–1940 VON SIEBENBÜRGISCHEN VERFASSTEN ERSCHIEENENEN SELBSTÄNDIGEN STUDIEN ZUR UNGARISCHEN MUSIKGESCHICHTE (*Bibliográfia az 1919–1940 között erdélyi szerzőtől önállóan megjelent magyar zenei vonatkozású munkákról*). Zusammengestellt von *Stefan Lakatos*. Sonderabdruck aus der Zeitschrift »Láthatár«. Kecskemét, 1943. 24 S.

Der bekannte Erforscher der siebenbürgischen Musikgeschichte, von dem auch unsere Zeitschrift manche Beiträge veröffentlichte, stellte in diesem bibliographischen Werk das in den Jahren der rumänischen Besetzung in Siebenbürgen selbständig erschienene Schrifttum zur ungarischen Musikgeschichte zusammen. Stets ging Siebenbürgen in der ungarischen Musikkultur voran; in Kolozsvár erschienen die ersten Druckwerke, dort wurde die erste ungarische Oper aufgeführt und die erste höhere Musikschule eröffnet. Die Bibliographie, die 212 Werke anführt, ist ein sprechendes Zeugnis für das reiche, lebhaftes und sich immer mehr vertiefende musikalische Leben Siebenbürgens. Stefan Lakatos war in den letzten zwanzig Jahren in der Hauptstadt Siebenbürgens nicht nur als vorzüglicher Theoretiker der Musik, sondern auch als ausübender Künstler tätig, dessen Streichquartett auch im Ausland hochgeschätzt wurde. Es wäre besonders zu begrüßen, wenn er als bester Kenner des einschlägigen Materials nach dieser Bibliographie auch die Beiträge der periodischen Presse aufarbeiten und schließlich eine zusammenfassende Darstellung der Musikgeschichte der letzten zwanzig Jahre geben würde.

INHALT DES FEBRUARHEFTES 1944.

DIE HERKUNFT DER UNGARN UND IHRE VERWANDTSCHAFT MIT DEN FINNISCH-UGRISCHEN VÖLKERN. Von <i>Stefan Barta</i>	49
VON DEN HUSAREN. Von <i>G. von Unruh</i>	60
BENJAMIN KÁLLAY UND DIE ENTWICKLUNG BOSNIENS UND DER HERZEGOWINA. Von ***	67
DIE UNGARISCHE ESSAYLITERATUR DER GEGENWART. Von <i>Stefan Fábrián</i>	73
DEUTSCHE OSTPOLITIK UND UNGARISCHES KÖNIGTUM. Von <i>Endre Ivánka</i>	80
MIL. Erzählung von <i>Johann Bókay</i>	84
MEIN STÄTTLICHER GROSSVATER. Erzählung von <i>Desider Kosztolányi</i>	87
WEINBERG IM WINTER. Gedicht von <i>Michael Babits</i> , übersetzt von Gyula Garzuly	90
SELIG SIND DIE TOTEN. Gedicht von <i>Aladár Komjáthy</i> , übersetzt von Gyula Garzuly	91
BÜCHERSCHAU	93

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. *Stefan Barta*, Professor des Graf Paul Teleki-Institutes, Budapest.
- G. von Unruh*, Oberstleutnant und Oberregierungsrat a. D., Goslar.
- Dr. *Stefan Fábrián*, Gymnasialdirektor und Literarhistoriker, Pécs.
- Dr. *Endre Ivánka*, o. ö. Professor an der Franz Josef-Universität in Kolozsvár.

UNSERE DICHTER:

- Johann Bókay*, Dramatiker und Erzähler, {Direktor des Révai-Verlags, Budapest.
- Desider Kosztolányi* (1885—1936), Lyriker und Erzähler des Kreises um die Zeitschrift »Nyugat«, dessen Werke z. T. auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.
- Michael Babits* (1889—1941), der bedeutendste Vertreter der reinen Kunst-richtung in der neuen ungarischen Dichtung.
- Dr. *Aladár Komjáthy*, Ministerialrat im kgl. ung. Ministerpräsidium. Budapest.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

440391. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE

DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.* : Mozart.
12. *Hofmann, Fr.* : A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.* : Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.* : A Führer rohamosztága (SA des Führers).
18. *Freyer, H.* : Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.* : A német diákság (Das deutsche Studententum).
20. *Von Tasnádi Nagy A.* : A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

Mit einem Vorwort
von Prof. *Johann Hankiss*
406 Seiten RM 16.50, P 28.—

DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*
114 Seiten RM 4.50, P 6.—

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*
37 Seiten RM 2.—

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdödi*
Einleitung von *László Cs. Szabó*
118 Seiten RM 13.50, P 18.—

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*
101 Seiten RM 4.50, P 6.—

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung
vom kgl. ung. Ministerpräsidenten
Nikolaus von Kállay
158 Seiten RM 6.50, P 9.—

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*
101 Seiten RM 4.50, P 6.—

SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben von Prof. *Elemér
Mályusz*
322 Seiten Hbl. RM 9.80, P 14.—

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung
von Prof. *Gyula Miskolczy*
254 Seiten RM 12.—, P 18.—

UNGARN IM KARPATENBECKEN

Von Prof. *Andreas Rónai*
Im Erscheinen

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben
von Prof. *Béla Pukánszky*
222 Seiten RM 6.50, P 9.—

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*
209 Seiten RM 6.50, P 9.—

KOLOZSVÁR — KLAUSENBURG

Herausgegeben von *Ladislaus
Makkai* und *Emil Vásárhelyi*
170 Seiten RM 12.—, P 18.—

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—194

Von *Árpád Markó*
410 Seiten RM 17.—, P 24.—

DIE NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*
83 Seiten RM 4.50, P 6.—

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*
100 Seiten RM 4.50, P 6.—

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO